

ELTERNBILDUNG UND BERATUNG IN KINDERTAGESSTÄTTEN IN ARMUTSWOHNGBIETEN

Kritischer Praxisüberblick, Sensibilisierung und Vorschläge zur Veränderung

◆ Ottmar Stöhr

Zusammenfassung: Der Wandel hin zu einer Informations- und Wissensgesellschaft sowie die immer grenzenlosere Globalisierung und Mobilität, aber auch die Entwurzelung und zunehmende Verarmung breiter Bevölkerungsschichten greifen weit hinein in die Lebensabläufe der arbeitenden wie der erwerbslosen Bevölkerung und vor allem der Kinder. Elternbildung und Beratung in Armutswohngebieten kann hier partiell stärkende und Benachteiligungen ausgleichende Wirkungen haben.

Die folgenden Überlegungen und Praxisbeispiele sind im Rahmen familien- und stadtteilorientierter Kindertagesstättenarbeit in Bremer Brennpunkten entstanden. Sie bieten einen Überblick zur Elternbildung und Beratung in einem schwierigen Arbeitsfeld, das Abgrenzungen und Partnerschaften, Unterstützung und Kontrolle zugleich fordert. Sie sind zudem ein Plädoyer für Veränderung und enthalten Gedanken, Beispiele und Vorschläge für Gemeinwesenplanungen, um die soziale Partizipation und Chancengleichheit, die Aktivierung und Stärkung von Eltern und ihrem Engagement sowie die Investitionen in arme Familien und ihre Kinder zu verbessern. Ein gesellschaftliches Umdenken hat begonnen und Beschleunigung ist notwendig.

Schlüsselwörter: Elternbildung, Beratung, Armut, Kindertagesstätten, Empowerment, niedrigschwellig, Gemeinwesenarbeit, Gemeindepsychologie

Parental education and counseling in daycare centres in poor residential areas – Critical review of practice, sensitization and suggestions for change

Summary: The change towards a society based on information and knowledge, never-ending globalization and mobility, but also an uprooting and increasing impoverishment of broad classes of society intervene deeply in the course of life of both the working and the unemployed population and, above all, of the children. Educating the parents and offering counseling in poor residential areas can have partially strengthening effects and harmonizing effects on discrimination.

The following considerations and practical examples were developed within the context of the work done by family-oriented and community-oriented daycare centres in socially underprivileged areas of Bremen. They offer a survey of parental education and counseling in

a difficult field of work, which requires limitations together with partnerships, support with control. At the same time they are a plea for change, and contain thoughts, examples of and suggestions for community plans to improve the social participation, equal opportunities, the activation and empowerment of parents and their involvement as well as the investment in poor families and children. A transformation of thinking has begun in society and acceleration is necessary.

Keywords: parental education, counselling, poverty, daycare centres, empowerment, easy accessible organisation, community work, community psychology

Einleitung: Elternbildung in Armutswohngebieten?

Überall in Deutschland und Europa, auch in kleineren Kommunen, gibt es inzwischen eine wachsende Zahl und Bandbreite von sozialen Brennpunkten bzw. Wohngebieten mit teilweise hohem Migrantenanteil und relativer Armut. In Frankreich heißen sie ähnlich wie hier „quartiers chauds“, in England oft „slums“. Um weitere sprachliche Stigmatisierung und Ausgrenzung zu vermeiden, kann man sie in Anlehnung an das Programm „Soziale Stadt“ auch „Wohngebiete mit zusätzlichen Entwicklungsbedarfen“ nennen (Peucker, 2002). Immer sind es mehr oder weniger elende Gebiete, in denen überdurchschnittlich viele Kinder wohnen. Die Lebensbedingungen dort werden je nach Finanzlage der Kommune und politischem Klima verbessert, verschlechtert, verschwiegen, schöngeredet und anderes mehr. In deutschen Untersuchungen zur seit 1998 anwachsenden Armut wird diese meistens definiert über Bezug von Leistungen nach Hartz IV bzw. Arbeitslosengeld II bzw. Sozialhilfe oder über ein prozentuales Verhältnis von 60 Prozent oder weniger zum mittleren Einkommen aller Bewohner (vgl. dazu und zur Gesamtentwicklung: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, 2006; Martens, 2006). Kinder gehören zumindest in Stadtgesellschaften zu den armutsgefährdetsten Bevölkerungsgruppen. In Hamburg und Bremen leben zum Beispiel 20 bzw. 30 Prozent der Kinder auf Sozialhilfeniveau (Sieling & Hegewald, 2003; Pusch, 2005; Kirbach, 2006; Jakubowski, 2006), mit zunehmender Konzentration auf bestimmte Wohngebiete. Die anwachsende Trennung von Bevölkerungsgruppen in „arm und reich“ scheint in den westlichen Industrieländern der Gesellschafts- und Wirtschaftsentwicklung in den USA zu folgen. Soziologische Analysen stellen ein fortschreitendes äußerliches und innerliches Auseinanderdriften mit weitreichenden Folgen für

die Familien und ihre Kinder fest (Bourdieu, 1997; Sennett, 2000; oder regionaler: Kirbach, 2006; Tempel, 2006). Der folgende anschauliche Bericht aus der ZEIT macht deutlich, dass es um mehr geht als Armut, schlechte Bildungschancen und unzureichende Qualifikationen für zukünftige Arbeitskräfte.

Die neue Armut hat ein unscheinbares Antlitz. Im Stadtteil Transvaal im ostfriesischen Emden versteckt sie sich hinter den Fenstern der dunkelroten Neubaublocks, die erst vor wenigen Jahren im Zuge der Erneuerung des Viertels gebaut wurden, hinter den Mauern des Arbeitsamtes und hinter den Gesichtern vieler Kinder, die jeden Morgen in den Kindergarten Schwabenstraße kommen. Sie sehen aus, wie Kinder überall in Deutschland aussehen, tragen niedliche Zöpfe und Pferdeschwänze, rosa-farbene Sweatshirts und die neuesten Hosen von H&M – und sie kaschieren damit ihre oft traurigen Geschichten. Mehr als die Hälfte der 106 Kinder aus der Schwabenstraße kommt aus Familien, in denen Eltern arbeitslos sind, alkohol- oder drogenabhängig, in denen der Vater fehlt, dafür aber umso mehr Geschwister zu versorgen sind ... Am Mittagstisch erzählen einige von der Gewalt zu Hause ... Wenn die Kinder reden, ist das ein gutes Zeichen für Vertrauen. Das gilt auch für die Eltern. „Ich kann nicht mehr“ ist ein Satz, den die Mitarbeiter der Kita häufig hören und auf den sie reagieren müssen. „Es gibt Situationen, da dürfen wir nicht zögern, da geht es für die Familien ums Überleben“, sagt Anita Jacobs. Im Vordergrund steht für sie immer das Kind. „Aber dem Kind kann es nicht gut gehen, wenn es seiner Familie schlecht geht.“ Einen Tag vor den Weihnachtsferien bekam die Kita-Leiterin einen Anruf von einer Mutter, die ihr sagte, sie hätte nichts zu essen für die Feiertage, nicht mal Kartoffeln. Da fuhr Anita Jacobs einkaufen. Und niemand denkt in der Schwabenstraße darüber nach, ob solche Hilfsangebote ihre Zuständigkeit sprengen. Es ist „dieses etwas andere Berufsverständnis“, wie Edo Siebrens es nennt, das den Kindergarten Schwabenstraße so besonders macht. „Spielen, Basteln, Singen – das wäre uns einfach zu wenig“ ... Die Erzieher machen

Hausbesuche, begleiten die Eltern zum Arzt oder zum Arzt, übersetzen Briefe oder füllen Formulare mit ihnen aus. Oft sind sie die wichtigsten Gesprächspartner der Eltern, nicht nur in Erziehungsfragen, auch bei Liebeskummer, Geldsorgen, Ängsten. Einerseits ermöglicht ihnen diese Nähe, die Kinder besser zu verstehen, andererseits ist es ein großes Ziel des Kita-Teams, Vätern und Müttern „einen anderen Blick auf ihr Kind“ zu eröffnen. Ihnen zu zeigen: Schau her, was es alles kann! „Oft sehen die Eltern nur Schwächen, wir suchen aber zuerst nach den Stärken, setzen bei den Ressourcen an“, sagt Jacobs. Am Ende könnte daraus die Hoffnung wachsen, dass die Armut irgendwann nicht mehr von einer Generation an die nächste vererbt wird. Es ist eine der größten Herausforderungen für das Team, dieser Wiederholung der Lebensläufe entgegenzusteuern ... Anita Jacobs hat einen regelmäßigen Stadteiltreff mit Lehrern, Sozialarbeitern, Pastoren und den Leitern benachbarter Kitas ins Leben gerufen; sie hat Mütter und Väter zum Kochen, Backen oder Fahrradreparieren in das Kindergartenprogramm eingebunden. Sie hat mit der Grundhaltung ihres Hauses „Nichts Menschliches ist uns fremd“ eine so breite Vertrauensbasis im Stadtviertel geschaffen, dass Eltern mit problematischen Kindern in die Kita Schwabenstraße oft ihre letzte Hoffnung legen ... Dankbar und glücklich kommen groß gewordene Kinder irgendwann zurück zu den früheren Erziehern, um ihre Schulabschlüsse oder die eigenen Kinder zu zeigen. Die Verbundenheit hält oft über mehrere Generationen. Vor einigen Monaten führte ein junger Mann seine Freundin durch seinen ehemaligen Kindergarten und sagte zu ihr: „Das hier ist eine Familie.“ Wenige Wochen später lud er Anita Jacobs zu seiner Hochzeit ein. Er wollte ihren Segen. (Otto, 2007, S. 77)

Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen bestätigen die enormen Risikofaktoren von anhaltender Armut, die zu deutlichen Einschränkungen z. B. für Bildungschancen, psychische und körperliche Gesundheit und Lebenserwartung führt. Oft wird festgestellt, dass Schutz- und Veränderungsmaßnahmen in einem sehr schwierigen Handlungsfeld stattfinden und übergreifend angelegt sein müssen, über die Ressorts Gesundheit, Soziales, Jugend und Bildung hinweg (Holz et al., 2005; Meier, 2004; eine Bestandsaufnahme im Gesundheitsbereich: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2003). In diesen Zusammenhängen wird außerdem meist auf Untersuchungen hingewiesen, welche die *Wirkung protektiver (schützender) Faktoren* für kindliche Entwicklungen nachweisen konnten. Wichtige individuelle Schutzfaktoren beim Kind sind vor allem: ein robustes Temperament in der Säuglingszeit, die Entwicklung zunehmend selbstständiger Problembewältigungsfähigkeiten mit wachsendem Selbstvertrauen in der Vorschulzeit und eine gute Intelligenz. Als wich-

tige soziale Umweltfaktoren sind schützend wirksam: die Anwesenheit zumindest einer zugewandten Bezugsperson in der frühen Kindheit, eine seelisch gesunde Mutter, eine normale Beziehung der Erziehungspersonen ohne Dauerkonflikte sowie eine gute soziale Integration der Familie. Wegen der Wirkung dieser protektiven Faktoren entwickelten sich die in den Untersuchungen als resilient gegen psychische Störungen bezeichneten Kinder trotz Anwesenheit einer Vielzahl von Risikofaktoren gut (z. B. Dornes, 2000, S. 108–126; Zimmer, 2001).

Eine in diesem Sinne *beschützende Wirkung*, die familiäre „Bruchstellen“ bewältigen hilft, sollte auch von Kindertagesstätten in Armutswohngebieten, von ihrer Arbeit mit den Kindern, der Zusammenarbeit mit den Eltern sowie *einer begleitenden Elternberatung und Elternbildung* ausgehen. Wo Risiken erhöht sind, sollten Angebote für Eltern als Schutzfaktoren wirken. Oft wird allerdings behauptet, Elternbildung mit bildungsfernen Unterschichten sei vergebliche Liebesmüh, Sozialromantik oder nicht möglich. Es stellt sich also die Frage, wie solche Angebote erfolgreich gestaltet werden können. Zwar werden „ewige Grenzen“ der Erziehung – die ökonomischen, gesellschaftlichen Machtstrukturen sowie die subjektiven psychischen und biologischen Grenzen der am Erziehungsprozess beteiligten Individuen (Bernfeld, 1969; Heinsohn, 1971) – weiterhin gelten. Die hier berichteten Erfahrungen und Arbeitsansätze in Brennpunkt-Kindertagesstätten zeigen jedoch gangbare Wege auf. Sie vermitteln über Berufsgruppen bzw. Fachdisziplinen hinweg ein differenziertes Bild, wo Spielräume, Orientierungspunkte und Grenzen liegen können. Anwendungsorientierte, interdisziplinäre Wissenschaft, empirische Realitätsprüfung und prozessbegleitende Forschung kann an diesen Punkten heute sehr viel besser ansetzen als zu Bernfelds Zeiten (z. B. INA, 1996). Überzeugungen und Erfahrungswerte aus der Praxis, die im Folgenden vielfältig berichtet werden und z. T. schon mit Forschungsergebnissen argumentativ verknüpft und ergänzt sind, liefern Anregungen für andere Praktiker und kritische Überprüfungen. Wie kommt in Kindertagesstätten in Armutswohngebieten eine gute Zusammenarbeit mit Eltern sowie Elternbildung und Beratung in Gang, die letztlich den Kindern zugute kommt?

Ein wichtiger Erfahrungswert für Armutswohngebiete ist, dass neben der pädagogischen Regelversorgung in einer Kindertagesstätte (Kita) zusätzliche Hilfen für auffällige Kinder und Familien sowie eine Erziehungs-, Fach- oder Quartiersberatung notwendig sind und dass diese Bereiche viel und gut kooperieren müssen. Die Elternbildung und Beratung in

der Regelversorgung einer Kita liefert dann eine Art Basisschutz, Grundinformierung, Grundprävention und Stärkung von Familien und wird ergänzt durch spezialisierte, weitergehende Angebote und Arbeitsansätze. Eine solche Unterscheidung in Regel- und Zusatzangebote ist zudem wichtig, um die Kita-PädagogInnen vor einer Überfrachtung mit Ansprüchen zu bewahren, zumal die Kita-Bemessungsgrundlagen vielfach keine Zeit für Elternkontakte, Besprechungen und Reflexionen vorsehen – und schon gar nicht für die Entwicklung neuer Arbeitskonzepte oder deren Anpassungen. An diesem Punkt wird auch in der (Fach-)Öffentlichkeit immer deutlicher, was Kitas brauchen: eine Qualifizierungsoffensive, zum Teil andere Bemessungsgrundlagen sowie kooperierende, alltagsnahe Spezialdienste.

Der andere wichtige Erfahrungswert aus unserer Praxis ist, dass es für Eltern in ihrem nahen Lebensumfeld vertraute und verlässliche Ansprechpersonen (ähnlich wie die verlässlichen Bezugspersonen für die Kinder) geben muss, die bei Bedarf – vor allem in Krisen- und Notfällen – die Zugänge zu Angeboten und Spezialdiensten bahnen und Schritte begleiten, erleichtern und aufrecht erhalten. Ohne die Übernahme einer solchen persönlichen Mitverantwortung sind soziale Frühwarn- und Hilfesysteme einschließlich ihrer Vernetzung nicht viel wert. Gleichzeitig sind „Überbemutterung“ und Bevormundung zu vermeiden, damit sich Selbstverantwortung entfalten kann.

Die *Ziele* der Zusammenarbeit mit Eltern sowie der Bildungs- und Beratungsprozesse sind dabei sehr vielfältig. Die wichtigsten, übergreifenden Ziele sind:

- ◆ Schutzfaktoren für Kinder und Eltern etablieren (für Eltern ist besonders wichtig, dass das Leben für sie individuell und sozial einen Sinn macht und sie in Krisen nicht verlassen sind)
- ◆ Parteiliche, partnerschaftliche und partizipative Gestaltung der Prozesse zur gegenseitigen Stärkung (Fröhlich-Gildhoff, Kraus & Rönna, 2006; Stöhr, 2005a; allgemeiner: Bergold, 2000)
- ◆ Erweiterung elterlicher Erziehungskompetenzen
- ◆ Anregung und Stärkung von Selbsthilfefähigkeiten der Eltern als Empowerment (Rappaport, 1987; Keupp, 1993)
- ◆ Isolation und Vereinzelung verringern (indem Möglichkeiten für Geselligkeit, Aktiv-Werden, gemeinschaftliche Selbsthilfe und anregende Außenkontakte organisiert werden)
- ◆ Zugänge erleichtern, wenn Eltern Informationen oder spezielles Wissen brauchen, wenn sie verunsichert sind oder ihnen sonst „etwas auf dem Herzen liegt“ (Stöhr, 2003b).

Aus unterschiedlichen Gründen werden in der Jugendhilfe und in angrenzenden Bereichen aktuell wieder verstärkt *niedrigschwellige ambulante Vorgehensweisen* und institutionelle Maßnahmen gefordert. Sie waren schon vor 30 Jahren und früher in Fachdiskussionen auf der Tagesordnung und als Alternativen zu defizitären stationären Hilfen gedacht sowie als Antworten auf die damals wie heute bestehende Mangelversorgung für Unterschichten. Im Zuge der damaligen gesamtgesellschaftlichen Gegen- und Reformbewegungen wurden im Jugendhilfe- und Gesundheitsbereich solche Alternativen in unterschiedlicher Konsequenz, Schwerpunktsetzung und Ausformung etabliert und weiterentwickelt. Es entstanden Sonderprojekte für sozial Benachteiligte (z. B. Kemnitz & Haase-Schur, 1978), Familienhelferdienste (z. B. Pressel, 1981), Stadtteilberatungsstellen mit sozialen, pädagogischen und psychologischen Hilfen, sozialpädiatrische Zentren (z. B. TheA Kreuzberg, 2006), sozialpsychiatrische Dienste und anderes mehr. Manche Einrichtungen erscheinen auch heute noch niedrigschwellig, manche machen dagegen einen recht „hochschwelligen“ Eindruck. Zum Teil hat sich wegen des Doppelcharakters der Jugendhilfe als kontrollierend-sanktionierende und als helfende Instanz eine entsprechende Arbeitsteilung ausgebildet. In den Praxisfeldern wurde vieles entwickelt, im Wissenschaftsbereich scheint die Zeit an diesem Punkt jedoch eher stehengeblieben zu sein. Dass Armut ein komplexes Phänomen ist, viele Gesichter hat und es bei der Inanspruchnahme von Leistungen vielfach mangelt, ist beforscht. Es gibt aber relativ wenige Untersuchungen und empirisch gesicherte Kriterien, wie die Zugänglichkeit und Akzeptanz von Praxen, Einrichtungen und Diensten für die unterschiedlichen Armutsgruppen besser zu gestalten ist. Forderungen nach Niedrigschwelligkeit bleiben deswegen meistens eher unbestimmt. Hausbesuche werden zum Beispiel oft als niedrigschwellige Vorgehensweise angesehen, wirken zum Teil aber vor allem bei Erstkontakten auch abschreckend und können die Vertrauensbildung erschweren. Ebenso gilt ein settingorientierter Arbeitsansatz, der beispielsweise auf ganze Kitas oder deren Gruppen zielt, als niedrigschwellige Vorgehensweise. Eine solche Ausrichtung ist auch in Armutswohngebieten für präventive Angebote sicher günstig. Wenn mehr Einrichtungen, Praxen o. ä. dort ihren Sitz nehmen bzw. mit Arbeit und Programmen dort ansetzen könnten, wäre das ein Schritt nach vorne. Um möglichst viele Kinder und deren Eltern sowie gravierender auffällige Familien wirksam zu erreichen, sind allerdings noch ein paar mehr Varianten im Vorgehen notwendig.

Im Folgenden werden solche Vorgehensweisen beschrieben, ergänzt mit vielen Details aus dem Kita-Alltagsleben in Armutswohngebieten. Es wird beispielhaft dargestellt, wie Ansätze der „Kita-Elternarbeit“ niedrigschwellig und lebensweltorientiert angepasst und zugänglich gemacht werden können, wie gegenseitige Akzeptanz und Stärkung entsteht, wo Schwierigkeiten, Grenzen und Abgrenzungen zu beachten sind, welche Themen und Inhalte häufig Gegenstand von Elternbildung und Beratung sind, welche fachübergreifenden Kooperationen und „Zusatzbausteine“ notwendig werden und anderes mehr. Anhand einer Mängelliste wird der enorme Entwicklungsbedarf aufgezeigt, und abschließend sind Kriterien und Anregungen aus der Praxis zusammengefasst.

Niedrigschwellige und lebensweltorientierte Vorgehensweisen, wichtige Basisarbeiten und notwendige „Zusatzbausteine“ für mehr strukturelle Qualität

Die Zusammenarbeit mit Eltern, die Elternbildung und Beratung in der *Basis- bzw. Regelversorgung* des Kita-Alltags umfasst einfache, zum Teil selbstverständlich erscheinende, für die Eltern aber doch nützliche Informationen und kleine Hilfen sowie kurze und zeitintensivere Gespräche, Kooperationen, Projekte und Mitmachaktionen. Entsprechend vielfältig sind die Vorgehensweisen: Kurzkontakte sowie Tür- und Angelgespräche (meist zu Kinderbring- und Abholzeiten), Telefonate, Aufnahme- und Abschlussgespräche, entwicklungsbegleitende Gespräche, Gespräche und Aktionen wegen besonderer Ereignisse, Unzufriedenheiten und Anliegen, Elternhospitationen, Hausbesuche, Elternabende, Aktivitäten für Feiern und Feste, Projektarbeiten, besondere Informationsrunden, Sprechtag und Sprechzeiten. Die Grenzen von Regel- und Zusatzversorgung in Kitas können stark variieren. Komplexe, zeitlich ausgedehnte Gespräche, Kurse und Beratungen sind im Rahmen der Regelversorgung normalerweise nicht möglich. Sie gehören zu den *Aufgaben ergänzender Fach-, Spezial-*

und Quartiersberatung. Diese ist im Vorgehen als differenzierte Bildungs- und Beratungsmethode ausgerichtet und bei guter Kooperation, Einbindung und Organisation im Wohngebiet für die Eltern leicht zugänglich. Dabei brauchen nicht nur auffällige, kranke und behinderte Kinder und ihre Eltern *Inklusion und Sensibilisierung*, sondern gegebenenfalls auch Fachdienste in der Anpassungsphase (Weissenstein, 2007, S. 26) oder wenn sie in Gefahr sind, „abzuheben“. Je näher sie den Freuden und Leiden der Armutspädagogik sind und je mehr sie sich gemeindenah verankert haben, umso besser sind sie in der Lage, die Lebensbedingungen, (Un-)Möglichkeiten und Ressourcen der Kinder und Eltern einzuschätzen. Andererseits wird die nötige fachliche Distanz dadurch schwerer und die speziellen Aufgaben können aus dem Blickfeld geraten. Und oft müssen diese Aufgaben zurückstehen oder ergänzt werden, weil existenzielle Stützungen und Absicherungen für eine Familie vorrangig sind. Wie beschreiben die betreffenden Eltern solche niedrigschwelligen, stützenden Angebote? Was sind die *Anliegen der Eltern*?

Hierzu Auszüge aus einem Interview mit einer Mutter anlässlich des 20-jährigen Bestehens des TheA (Sozialpädiatrisches Zentrum in Berlin-Kreuzberg):

Wie es angefangen hat? Nach einem Jahr Krankenhaus-Aufenthalt fing mit dem einjährigen Goran die Therapie an. Über zwei Jahre hat er Krankengymnastik zu Hause bekommen. Goran war so empfindlich, daß er niemand an sich herangelassen hat. Es ging ganz langsam. Am Anfang war ich bei der Therapie immer dabei. Es war sehr mühsam. Goran ausziehen, festhalten, Händchen da, Beinchen da, massieren. Jedes Fingerchen, jede Zehe. Diese trockenen Übungen hätte kein Mensch ausgehalten, wenn da nicht immer dieses Spielerische gewesen wäre. Die Therapeuten waren immer so pfiffig, daß sie alles ins Spiel eingebaut haben. Gerade bei Goran hat man spielerisch alles erreicht. Dem Kind konnte man nichts aufzwingen. Später dann beim Zähneputzen-Lernen z. B., wie man Wasser nicht runterschluckt sondern wieder rausbringt – mein Gott – was haben die da alles gespielt.

Abbildung 1: Purzelbaum – Logo der TheA Kreuzberg aus 1979 (von Freia Minkmar)



Im TheA war damals alles sehr einfach. Die Materialien, die Räume. Aber die Leute waren engagiert. Als ich einen Kinderwagen brauchte – ich wusste nicht, was dabei alles zu beachten ist für den Rücken usw. – ist immer jemand vom TheA mit zum Orthopäden gekommen. Goran hat das Gefühl gehabt, er ist in der Familie. Überhaupt – was mich am TheA fasziniert, ist, daß Ihr wie eine zweite Familie seid. Die Therapeuten waren immer für mich da. Auch wegen Formularen, wegen der Schule, wegen der Krankenkasse, wegen vieler bürokratischer Sachen. Auf jeder Basis seid Ihr mir Gesprächspartner gewesen. Ach – es ist so viel passiert in den letzten Jahren. Die Schwierigkeiten, die Ängste, die Kämpfe. Ich hab' schon so viel vergessen. Das war ja alles ganz neu für mich. Man weiß anfangs ja gar nicht, an wen man sich wenden muß. Das TheA möchte ich nicht missen. Es gehört zu Gorans Lebensinhalt. Am Anfang war es z. B. undenkbar, daß Goran stehen, geschweige denn laufen würde. Vier Male in der Woche ist er in Therapie gekommen – und er ist immer gerne gekommen. Er hat oft gemeckert, wenn ich ihn abholen kam, er wollte keine Minute der Therapie hergeben. Goran hat ein Gedächtnis, wie man es sich nicht vorstellt – was der alles noch weiß. Ich dagegen weiß gar nicht mehr, wann Goran nun wirklich gelaufen ist. Er ist irgendwann gelaufen, was niemand dachte. Da war die Freude natürlich groß, aber dann war das Kapitel abgeschlossen und das nächste Kapitel kam. Die Probleme hören ja nicht auf ... Ihr seid für die Kinder da, Ihr seid für die Eltern da. Ihr habt immer versucht, das durchzuziehen. Auf den ersten Blick seid Ihr einfache Leute. Ausgebildet auf hohem Niveau. Erfolgreich. Ihr habt auch Eure Existenzprobleme gehabt, aber es waren alle für mich da. Ob das der Psychologe war, die Ärztin oder die betreffende Therapeutin. Gerade das Verschiedene bringt sehr viel. Wenn Ihr die Erfahrungen austauscht, ist das sehr nützlich. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es gewesen wäre, wenn ich mein Kind von Praxis zu Praxis hätte schleppen müssen. Abgesehen vom dem Aufwand, dann hätte es ja den Austausch nicht gegeben. Worauf Goran gut anspricht und so ... Ich habe beobachtet, daß viele Eltern mehr Probleme machen als die Kinder. Es ist ja auch schwer. Erstmal klarkommen damit, daß das Kind behindert ist und dann der viele Streß, die Arbeit, die auf einen zukommt. Da möchte man natürlich den Kopf in den Sand stecken. Ihr müßtet die Eltern erstmal umstimmen, damit die Therapie möglich wurde und damit es den Kindern gutgeht. Jedenfalls hatte ich Glück mit Euch. Ich weiß nicht, was aus

Goran geworden wäre. Vielleicht hätte ich ihn in ein Heim gegeben. (TheA Kreuzberg, 1996)

Die Eltern halten sich mit ihren Anfragen, mit den direkten und indirekten Anliegen nicht an Arbeitsteilungen oder sonstige Zuständigkeiten. Sie sprechen die Bezugspersonen ihrer Kinder meist mit einem Themenspektrum von großer Bandbreite an. Dieses enthält mehr als die Standardfragen zu Entwicklung und Wohlbefinden des eigenen Kindes. Einige Themen wurden schon genannt. Weitere Beispiele sind: Welche Spielzeuge oder Lernhilfen braucht mein Kind und wo kaufe oder leihe ich sie? Warum weint mein Kind immer noch, wenn ich es in die Kita bringe? Wie lange dürfen Kinder fernsehen? Wer hilft mir, ein günstiges Kinderregal aus dem Baumarkt zu holen? Wie schaffe ich es, dass meine Kinder abends rechtzeitig ins Bett kommen? Wo lerne ich am besten Deutsch? Wie kann mein Kind draußen ohne Angst spielen? Warum ist mein Kind so „hibbelig“, braucht es Medikamente? Wo gehe ich hin, wenn mir zu Hause „die Decke auf den Kopf fällt“? Mein Kind geht schon seit Wochen nicht mehr zur Schule – was soll ich tun?

Bei diesen beispielhaften Elternanliegen wird deutlich, dass *flexibel an die Lebenswelt angepasste Vorgehen* erforderlich sind; dass in dem einen Fall ein kurzes Tür- und Angelgespräch vielleicht schon zum Erfolg führt, dass ein Elterncafé mit Austausch- und Gesprächsmöglichkeiten untereinander nützlich sein kann, dass aber auch terminierte Gespräche vor bzw. nach der Kinderbetreuung oder direkte, praktische oder anleitende Hilfestellungen (z. B. Unterstützung bei einem Brief, bei der Organisation eines Fahrzeugs) und vielleicht aufwendigere Beratungen notwendig werden können oder der begleitend-beschützende Gang zur Polizei. Es wird außerdem deutlich, dass im Kita-Alltag die Zusammenarbeit mit Eltern, die Elternbildung sowie einfache und schwierige Beratungsgespräche, die kurzzeitig spontan oder als komplexe Abfolge erfolgen, vom Aufwand her meist nicht so einfach vorhersehbar und abgrenzbar sind. Und es wird klar, dass der Bereich Kindererziehung und Jugendhilfe oft überschritten wird. Hier stellt sich jeweils die Frage, wo und wie die *Grenzen der Regelversorgung* bestimmt sind. Es kann für jede(n) Pädagogin(en) und für jedes Team durchaus unterschiedlich sein, wann die Kita-Fachberatung oder andere Beratungsdienste zugezogen werden.

Hinzu kommt, dass Elternanliegen nicht immer akzeptabel erscheinen, weil die PädagogInnen manchmal die mit diesen Anliegen unvereinbaren Wünsche und Bedürfnisse der Kinder vorrangig im Blick haben.

Das gilt besonders, wenn bei Vernachlässigung oder Misshandlung der *Schutz des Kindes* im Vordergrund steht. Eine in diesem Sinne eindeutige Ausgangslage ist aber seltener und häufiger bestehen schwer einzuschätzende „Grauzonen“. Auch sie können die laufende Erziehungspartnerschaft mit den entsprechenden informierenden und beratenden Gesprächen schon erheblich erschweren und besondere Überlegungen zum Vorgehen erforderlich machen (Kohaupt, 2006).

Das *Rollenverständnis von Kita-PädagogInnen* als fördernde und schützende Personen für kindliche Bedürfnisse und Entwicklungschancen („Anwälte des Kindes“) wird in der Arbeit mit Eltern erweitert. Die Aufgabe, für Elternanliegen ein offenes Ohr zu haben und partnerschaftliche Erziehung bis hin zu Elternberatungs- und Bildungsarbeit zu praktizieren, erfordert eine die Eltern stützende und ergänzende Rolle, wie beispielsweise die einer sachverständig beratenden „guten Oma, Schwester oder Freundin“. In Armutswohngebieten mit vielen jungen, entwurzelten, kranken und trennungsgeschädigten Eltern sind solche oder ähnliche Personen zum Leben, zum Zurechtkommen im Alltag und manchmal zum Überleben elementar. Kita-PädagogInnen sollten für solche Basisarbeiten in gewissem Umfang zur Verfügung stehen und entsprechend ausgebildet und fortgebildet werden.

Außerdem gibt es kindzentrierte Elternanliegen, deren Motive etwa aus Scham oder Angst, wegen Schuldgefühlen oder anderen Wertvorstellungen verdeckt sind. Die Eltern können oder wollen darüber nicht so ohne weiteres sprechen. Für solche und andere Fälle sind *kita-spezifische institutionelle Rahmenbedingungen* günstig, die dort direkt Schutz bieten sowie Vertraulichkeit, interkulturelle Akzeptanz und Zugang zu fachspezifischen Beratungsgesprächen oder zu einem geeigneten Zeitpunkt auch mehr Geselligkeit, um familiäre Isolation und Vereinzelung aufzubrechen (Stöhr, 2003b). Wenn nicht anders möglich, ist gegebenenfalls anfangs eine passende Begleitung zu entfernten Beratungsstellen oder Praxen notwendig. Erfahrungsgemäß kommen Eltern häufig bei anderen Stellen aus unterschiedlichen Gründen nicht an oder bleiben dort nach einiger Zeit weg – z. B. wegen schlechter Wegefähigkeit, Scham, Schwellenängsten, überlastungsbedingtem Zeitmangel und weil Angebote nicht passen. Die bekannten Vorteile des täglich präsenten Kita-Teams für Elterninformation, Gespräche und Beratungen sind in der Regel eine vorhandene Vertrauensbasis, leichte Ansprechbarkeit und direkter Zugang mit häufigen, oft täglichen Kontakten und kurzen Wegen (sehr „*niedrige Schwellen*“). Bei Elternfragen und Anliegen, welche die Kenntnisse einer Kita-Pädagogin bzw. eines Kita-Pädagogen über-

steigen, ist es deshalb oft günstiger, wenn sie sich die notwendigen Informationen durch kollegiale Beratung oder Fachberatung holen und dann an die Eltern weitergeben, anstatt an Dritte zu verweisen. Zum Teil können PädagogInnen auch als MediatorInnen arbeiten oder sie beteiligen sich an der Anpassung von Präventionsprogrammen, oder Beratungsgespräche erfolgen gemeinsam, wenn Fachdienste sehr gut in Kita-Abläufe integriert sind. Solche Vorgehensweisen sind nicht immer möglich. Sie haben aber noch den zusätzlichen Vorteil, dass es zu einer fall- und praxisbezogenen Fortbildung und einer Aufwertung der Kita-Arbeit kommt. Durch Sozialberatungen und praktische Unterstützungen für Eltern, die oft parallel zu präventiven, erziehungsberatenden oder psychotherapeutischen Leistungen notwendig werden, muss der „Pfad der beraterischen und psychotherapeutischen Reinheit“ auf der anderen Seite des Öfteren nutzbringend verlassen oder arbeitsteilig organisiert werden. Bei einer guten Beziehungsgestaltung bereitet das eher selten Probleme. Solchermaßen erhöhte Flexibilität und Handlungsspielräume von Teams können vor allem bei Zeitdruck in familiären Krisen oder bei Verdachtsabklärungen sehr nützlich sein.

Ein wichtiger, wenn nicht sogar der wichtigste Faktor für gelingende Interaktionsprozesse mit Eltern in der Kita ist bislang nur kurz erwähnt worden: Eine *entscheidende Prozessvariable* und Grundvoraussetzung für den Erfolg der Kita-Arbeit allgemein und der „Elternarbeit“ im Besonderen ist, dass die Beziehung zu den Eltern (das Klima) partnerschaftlich gut ist und alle sich gegenseitig mit ihren Kenntnissen, Fähigkeiten, Aufgaben und Verantwortlichkeiten ernst genommen und geachtet fühlen (Zimmer, 2000; Fröhlich-Gildhoff et al., 2006; Stöhr, 2005a).

In sozialen Brennpunkten ist das keine Selbstverständlichkeit, sondern eine von der Kita oft nicht einfach zu erbringende Leistung. Viele negative Faktoren wie z. B. Existenz- und Zeitdruck, unzuverlässiger Umgang mit Terminen, gewalthafte Umgangsformen sowie Angst und Verleugnung erschweren die Zusammenarbeit. Die zeitlich-personellen Bemessungsgrundlagen einer Kita dürfen ebenfalls nicht unterschätzt werden. Die dauerhafte Herstellung und Aufrechterhaltung eines guten Klimas ist aber z. T. unabhängig davon, wie ausdifferenziert die Struktur mit ihrer Regel- und Zusatzversorgung ist und welche Möglichkeiten für Elternbildung und Beratung sich dadurch eröffnen (siehe Einleitung: Otto, 2007). Stimmt das Klima, dann können auch kritische Phasen leichter bewältigt werden und es kommt zu gegenseitiger Stärkung. Dabei sind gerade Störungen in der Zusammenarbeit mit Eltern und die entspre-

chenden Konfliktregulierungen wichtige Prüfsteine. Fortlaufende Bemühungen und die Pflege einer positiven Zusammenarbeits- und Auseinandersetskultur in der Kita sind die Basis und gleichzeitig eine wichtige Methode für die Zusammenarbeit mit Eltern und für die Aktivitäten der Elternbildung und Beratung. Verantwortlich dafür sind alle Beteiligten. Eine besondere Verantwortung für das Gelingen dieses Prozesses haben Kita-Leitung und Fachberatungsstellen. Für viele Eltern stehen materielle, gesundheitliche und psychische Not und die Auseinandersetzung mit Arbeitslosigkeit, Armut, Migrationsproblemen, Unterdrückung, Gewalt, Perspektivlosigkeit u. a. m. auf der Tagesordnung. Sie haben gleichzeitig Fähigkeiten und Stärken, und es tut ihnen und dem Kita-Team gut, wenn ein akzeptierender Umgang miteinander, Dialogbereitschaft, verstehendes Zuhören und ein „aufrechter Gang“ gelingen. Fehler, Kritik, Kränkungen, Versöhnungen, Beziehungsabbrüche, Selbstreflexion, Selbstkritik und Wiedergutmachungen gehören zum laufenden Prozess. Zu wenig Kontakt, Dialog und Information übereinander, Besserwisserei, Bestimmenwollen, Grenzüberschreitungen und Schuldzuweisungen sind häufige Fehler.

Neben der Fachberatung und spezialisierten Beratungsdiensten sind viele ergänzende „Zusatzbausteine“ in der Kita und dem direkten Umfeld denkbar und notwendig. Eltern aus Armutswohngebieten haben in der Regel noch nie eine Volkshochschule von innen gesehen – es sei denn, diese kommt zu ihnen, etwa in die Kita, Grundschule oder Quartiersberatungsstelle. Stimmt ein solches Angebot, sorgen die Eltern durchaus für Überraschungen. Sie besuchen beispielsweise in großer Zahl voller Engagement und Begeisterung mit ihren Kindern zusammen PC-Kurse, so dass eine Warteliste eingerichtet werden muss. Ebenso melden sie sich für Elterntrainingskurse zu Erziehungs- und Familienfragen an, nehmen zehn Wochen lang teil und wünschen eine Fortsetzung. Oder sie streiten mit den Kostenträgern über die Durchführung zusätzlicher Erziehungshilfen. Bewährt hat sich in Armutsgebieten die Betonung von Erlebnis-, Aktions- und Mitmachelementen, die gefühlsmäßige, persönliche Ansprache von Eltern und das Anknüpfen an existenziell wichtige Bedürfnisse.

Es kann hier nicht geleistet werden, alle passenden Angebote aufzuführen, die erfolgreich angenommen und durchgeführt wurden. Ein Versuch der verallgemeinerten Zusammenfassung ist am Ende des Beitrages gemacht (siehe Abschnitt „Resümee für die Praxis: Kriterien und Anregungen zur Elternbildung und Beratung in Kitas in Armutsgebieten“). Um aufzuzeigen, was unter günstigen Bedingungen in

Bremer Kitas bzw. Horten realisierbar war, sollen jedoch im Folgenden einige weitere Beispiele ausführlicher dargestellt werden.

Wenn sich Kitas gemeinsam mit anderen Einrichtungen im Rahmen von Aktionen, Verhandlungen und Öffentlichkeitsarbeit für ein Bleiberecht von Migrantenfamilien einsetzen, so prägen solche Projekte das interkulturelle Miteinander im Stadtteil positiv. Das gilt insbesondere dann, wenn die gemeinsame Solidarität gegen den Abschiebebeschluss, gegen die Angst, die Vereinzelung und Hilflosigkeit, die Oberhand behalten (z. B. Horthaus Grohn, 1995). Eine andere gut konzipierte „Elternbildungsaktion“ hatte sich beispielsweise für den Erhalt eines Grünhügels in Bremen-Grohn und gegen den Bau des großen Einkaufszentrums Haven Höövts engagiert. Inzwischen kaufen viele dort ein, sitzen in den Cafés und Kinder versammeln sich an den Computerkonsolen. Insgesamt hat der Autoverkehr deswegen zugenommen. Die Geschäfte in der nahe gelegenen Vegesacker Fußgängerzone gehen nach und nach ein. Es sollen zwei Millionen Steuergelder zur Wiederbelebung ausgegeben werden. Zwar sind die Spielgelände des Hortes und der Grundschule im Zuge der Baumaßnahmen verbessert worden, insgesamt wurde aber die Landschaft verschandelt. Ursprünglich hatten Eltern des Horthauses sich mit ihren Kindern und anderen Grohnern aktiv an Planung und Durchführung eines groß angelegten Alternativprojekts beteiligt:

Unser Ziel ist es, zwischen dem alten Grohn, der Grohner Düne und der neuen Ansiedlung auf dem ehemaligen Werftgelände bzw. Fischerei eine naturnahe Erlebnis- und Erholungsfläche von und für Bewohnerinnen und Bewohner zu entwickeln ... Im Laufe der jetzt abgeschlossenen ersten Phase bis zur Fertigstellung der vorliegenden Dokumentation zeigte sich bereits das große Interesse an dieser Landschaft im Herzen Grohns. So beteiligten sich viele anliegende Institutionen, Einrichtungen und Vereine sowie Bewohnerinnen und Bewohner des Ortsteils an den Planungen. Andererseits fanden auch bereits Ergänzungen Eingang in die Dokumentation ... Einer der leitenden Gedanken war und ist es, eine bestehende Landschaft mit relativ wenig finanziellem Aufwand dem Bewegungs-, Forschungs-, Veränderungs- und Abenteuerinteresse der Jüngsten im Ortsteil zu erhalten. Zugleich sollen alle anderen Altersgruppen hier Erholungs- und Freizeitmöglichkeiten finden ... Die potentiellen Nutzerinnen und Nutzer sollen ihren Grünhügel in Grohn weitgehend selbst gestalten und verantworten ... Am 22. und 23.10.96 fand das erste Wochenendseminar statt, welches sich mit Planung und Gestaltung unseres Grünhügels in Grohn befasste. Insgesamt nahmen nahezu 60 Menschen im Alter zwischen 3 und 70 Jahren daran teil. Veranstalter war die Projektgruppe Grohn in Kooperation mit der Volks-

Abbildung 2: *Grünhügel*

hochschule Nord. Das Seminar fand auf dem Gelände des Grünhügels und in den Gemeinderäumen der katholischen Kirche Grohn statt ... Heinrich Benjes leitete das Seminar, nein, das greift zu kurz, er begeisterte die kleinen und großen Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit Liedern, Geschichten, Geländespielen und viel, viel Wissenswertem. Das Thema einer naturnahen Gestaltung einer Spiel- und Freizeitlandschaft wurde erlebbar ... (Projektgruppe Grohn, 1997)

Nicht jedes Angebot findet gute Resonanz. Die Eltern in Armutswohngebieten haben während ihrer eigenen Schulzeit eher schlechte, deklassierende Lernerfahrungen gemacht oder sind zum Teil gar nicht in die Schule gegangen. Schon das Ausfüllen kurzer Formulare kann eine große Hürde sein, ebenso wie allzu große Anforderungen an Lese- und Schreibfertigkeiten. Oft fehlen den Eltern selbstverständlich erscheinende, einfache Kenntnisse; wie beispielsweise Arbeit gesucht werden kann, wer bei Problemen mit der Heizung anzusprechen ist, dass es in den meisten Sportvereinen eine kostenlose „Schnupperzeit“ gibt, dass die regelmäßige Einnahme von Schmerzmitteln zu (erhöhten) Kopfschmerzen und Suchtproblemen führen kann, dass die Ernährung einer stillenden Mutter an das Baby weitergegeben wird, dass die gute

Beherrschung der Muttersprache eine wichtige Grundlage für die weitere Sprachentwicklung ist oder dass klare, angemessene Regeln und Konsequenzen die Kindererziehung einfacher machen. Bei Migranten kommt noch hinzu, dass ihre in der Heimat im Verlauf der eigenen Kindheit erworbenen Vorstellungen z. B. vom Umgang mit Zeit, Terminen und Arbeit, mit Fürsorge und Erziehung in den neuen Lebenszusammenhängen vielfach nicht passend sind.

Ähnlich war zuletzt in den 70er Jahren eine „*kulturelle und soziale Differenz*“ bzw. Schichtspezifität diskutiert und vielfältig untersucht worden (z. B. Oevermann, 1970; Koschorke, 1975). Sie wurde jetzt durch die Ergebnisse der Pisa-Untersuchung erneut ins Rampenlicht gerückt. Für Kita-Teams und Beratung macht sie ein hohes Maß an subjektiv-innerlicher und äußerer, organisatorischer Flexibilität erforderlich. Sie muss zwischen Verstehen, Sich-in-eine-andere-Lebenslage-Hineinversetzen, praktischer Umsetzung und Toleranz auf der einen Seite sowie Bestimmtheit, beharrlicher Geduld und deutlichen Forderungen auf der anderen Seite pendeln. Als Ratgeber bei den stützenden, schützenden, sozialberatenden und manchmal schwierigen Interaktionen mit Eltern sind kollegiale (Team-)Abstimmungen sowie fachberatende und su-

pervidierende Maßnahmen unentbehrlich und hilfreich. Für fachberatende, erziehungsberatende, psychotherapeutische und integrierte heilpädagogische Angebote sowie für die Planung und Begleitung bei der Durchführung von Präventions- und Fördermaßnahmen eröffnet sich vor allem in Kitas in Armutswohngebieten ein dankbares Aufgabenfeld. *Voraussetzung ist, dass Angebote einfach zugänglich sind, dass die Passung stimmt und die Vernetzung mit dem Kita-Alltag und den anderen Einrichtungen im Wohngebiet gelingt.* Eine derartig verbesserte strukturelle Qualität wird den Anforderungen an Kitas vor Ort gerecht, da es unter Armutsbedingungen allgemein erhöhte Lebensrisiken und speziell mehr familiäre Krisen und Überlastungssituationen gibt. Die Schwerpunktthemen aus einem Kita-Jahresbericht verdeutlichen die große Bandbreite des notwendigen professionellen Handelns der Regel- und Zusatzarbeiten:

Ein Schwerpunkt waren zum einen Gespräche, Fachdiskussionen und Weiterbildung zum Thema Elternzusammenarbeit und Elternbildung. In der Regel läuft die Zusammenarbeit mit den Eltern hier im Hort weitgehend partnerschaftlich und die Beziehungen sind gut. Über diesen Teil der Arbeit und mögliche Verbesserungen besteht Konsens. Intensiver und zum Teil sehr kontrovers werden die Meinungen und Diskussionen im Team immer dann, wenn Eltern sich Mitarbeiterinnen gegenüber unfair, verletzend oder in irgendeiner Form grob missachtend verhalten. Das führte als Folge mehrmaliger negativer Erlebnisse zum Teil zu Rückzugsverhalten bei den betroffenen Mitarbeiterinnen und die nötige Auseinandersetzung mit den Eltern wurde nicht zu einem befriedigenden Ende gebracht. Das Team ist bei einem solchen Ablauf nicht in der Lage, sich gut abgestimmt und nach innen (Umgang mit den eigenen Missgefühlen) sowie nach außen hin zu den Eltern angemessen zu verhalten. Bei einzelnen Mitarbeiterinnen haben sich deswegen überdauernd schlechte Gefühle bzw. eine gewisse Resignation eingestellt. Es ist deshalb geplant, diese Thematik bei der nächsten Jahresplanung erneut zu reflektieren ... Der vierte Schwerpunkt war die einrichtungsübergreifende Projektgruppe „Tagesbetreuende Prävention und Förderung für Kinder im Vor- und Grundschulalter in einem Stadtteil mit hohem Migrantenanteil“ ... Am Standort Landskronastraße hat sich auf eine gemeindepsychologische Projektidee hin im Herbst 2004 eine Initiative von Fachkräften im Schnittfeld von Kindergesundheit, Jugendhilfe, Schule und Sport gegründet. Verschiedene Träger arbeiten dabei bisher zusammen: Kita Marßel, Grundschule Landskronastraße, Sportgemeinschaft Marßel und das Stadtteilbüro. Für die Beratung von Außen und die wissenschaftliche Begleitung sind zwei ProfessorInnen der Bremer Universität hinzugekommen und weitere Kooperationspartner im Stadtteil und darüber hinaus sind angesprochen. Idee des Projekts und Ziele: Im

Kinderspiel, in der kindlichen Phantasie, Lernbegeisterung und Neugierde und in der kindlichen Bewegungsfreude stecken gesundheitlich-präventive, entwicklungsfördernde und kommunikativ-sprachliche Ressourcen, die oft unterschätzt oder sogar blockiert werden. Sie sollen systematischer genutzt, geweckt und gefördert werden ... Solche für Kinder vergnüglichen und förderlichen Angebote – auch für Unsportliche und Lernunlustige – werden geplant in Verbindung mit einem Gesamtprojekt, das auf praktische, dauerhafte Verbesserung der Entwicklung und Gesundheit von Kindern und entsprechender Strukturen im Stadtteil zielt ... Für diese Ziele können viele schon gut im Stadtteil angelegte Strukturen und Arbeitsweisen genutzt werden einschließlich der Wirkung von Elternaktivität, Elternaktivierung und Elternbildung im Sinne von Empowerment ... (KTH Marßel, 2005)¹

Themen und Inhalte, Spardruck und die Notwendigkeit übergreifender Arbeitsansätze

Zu den üblichen Bildungs- und Beratungsinhalten im Regelbereich einer Kita gehören Informationen zur Kindesentwicklung in den Bereichen Bewegung, Sprache, Kognition, Emotionalität und soziale Beziehungen, Informationen zu Spielmöglichkeiten und Spielzeug sowie probeweise Ausleihe, Informationen zur Gesundheit, Gesunderhaltung und Ernährung, Informationen zu Erziehung und Fürsorge – alles jeweils möglichst einfach und auf das Kind und seine Eltern zugeschnitten sowie gegebenenfalls mit Dolmetscherhilfe. In Armutswohngebieten werden dazu viele anschauliche und alltagsrelevante Informationen, praktische Anleitungen, Hilfestellungen und Beratungen gebraucht.

Welche Vielfalt an Themen die Eltern ansprechen, wurde weiter oben bereits beispielhaft ausgeführt. Die *Problemthemen* kreisen in städtischen Armutswohngebieten meinen Erfahrungen nach häufig um Trennung und Überlastung wegen der Situation als Alleinerziehende, um gewalthafte und traumatische Familienerlebnisse, um Unerfahrenheit und fehlende

¹ Die einrichtungsübergreifende Marßeler Projektgruppe „Le–Be–Le“ (Leben–Bewegen–Lernen) hat Einzelprojekte wie die Forscherwerkstatt und den Fahrradcontainer inzwischen von der Ausstattung her realisiert. Ohne eine Anschubfinanzierung zur Anregung, Koordinierung und Festigung von freiwilligem Engagement und Elternaktivität kann das Gesamtprojekt jedoch nicht gut in Gang kommen. An dieser Schwelle steht das Projekt zurzeit noch (Stöhr, 2005b).

Fähigkeiten (oft junger Eltern) bei der Gestaltung von Arbeits- und Familienleben, Erziehung und Fürsorge sowie um Anpassungsschwierigkeiten vor dem Hintergrund von Migration. Erforderlich sind dafür in der Regel aufwendigere Bildungs- und Beratungsansätze, die den Kita-Alltag begleiten bzw. ergänzen. So lange die Programme mit Bundesmitteln entwickelt und mit angeleiteten Laienhelferinnen durchgeführt werden (Deutsches Jugendinstitut, 2006a, 2006b), entstehen in den Kommunen meist keine *Finanzierungsbarrieren*. Bei teureren Erziehungsprogrammen für Eltern (z. B. PAG Institut für Psychologie, 2000) und bei heilpädagogischen und psychotherapeutischen Maßnahmen als Erziehungshilfen ist der finanzielle und gutachterliche Spardruck vor allem in armen Kommunen hoch (Stöhr, 2003a, S. 21ff.). Der *wissenschaftliche Kenntnisstand* spricht allerdings für den Einsatz möglichst früher Förder-, Präventions- und Behandlungsmaßnahmen: aus Sicht der empirischen pädagogischen Forschung (z. B. Tietze, Rossbach & Grenner, 2005; Schweinhart, 2004), aus neuropsychologischer Sicht (z. B. Spitzer, 2002), aus Sicht der leichten Veränderbarkeit von nicht so festgefahrenen psychopathologischen Entwicklungsverläufen (Koglin & Petermann, 2006; Niebank & Petermann, 2000) und inzwischen sogar aus Sicht volkswirtschaftlicher Kosten-Nutzen-Analysen auf Grundlage der „Humankapitaltheorie“ und von Prognosen, Parameter- und Verlaufsschätzungen (Roos & Petermann, 2006; Anger, Plünnecke & Tröger, 2007). Vieles spricht zudem für eine ganzheitliche Förderung und Stärkung der kindlichen Resilienz in Kitas unter Einbeziehung der Eltern sowie für eine Unterstützung durch Psychotherapeuten, Erziehungsberatungs- und Frühförderstellen (Fröhlich-Gildhoff, 2005; Grossmann & Grossmann, 1994). Im Übrigen reichen die üblichen Ansätze primärer Prävention für besondere Risikogruppen in Armutsgebieten nicht aus. Erforderlich sind vielmehr spezialpräventive, besonders angepasste Herangehensweisen (Haug-Schnabel et al., 2003) sowie z. T. individualisierte, familienbezogene sekundärpräventive Hilfen in Form von Heilpädagogik, Familienhilfe, Erziehungs- und Sozialberatung, (Psycho-) Therapie u. a. m. (z. B. Armbruster, 2007; Kramer & Süßmann, 2005; Gebhardt et al., 1989; TheA Kreuzberg, 1996, 2006).

So ist beispielsweise die Zahl bindungsunsicherer und bindungsgestörter Kinder unter drei Jahren in Armutsgebieten meiner Einschätzung nach deutlich erhöht. Beim Kita-Start zeigen sich bei vielen dieser Kinder zum Teil krasse Eingewöhnungsprobleme, die manchmal bis zur Einschulung und darüber hinaus anhalten. Eine genauere Erfassung und gezielte In-

tervention unter Einbeziehung der Eltern könnte hier viel Leid abwenden. Ein anderes Beispiel sind unerkannte minimale bis deutliche Bewegungs- und Koordinationsstörungen. In Armutswohngebieten spielen die Bewegungsfähigkeit, körperliche Geschicklichkeit und die damit verbundene Durchsetzungsfähigkeit für die Kinder und ihr Selbstbewusstsein schon früh eine große Rolle. Ohne Kita-Unterstützung kommen viele Kinder aber erst sehr spät oder gar nicht zu notwendigen spezialisierten Bewegungsangeboten und anderen Behandlungen. Ähnliche Zugangs- und Finanzbarrieren wie oben berichtet bestehen bei spezifischen Präventionsprogrammen für sechs- bis zehnjährige Kinder bei Angst- und Gewaltproblemen (Ahrens-Eipper & Lepow, 2004; Cierpka, 2001; Pössel, Schneider & Seemann, 2006; Röhrle, in Druck). Zum Spardruck kommt ein zunehmend unübersichtlicher Markt hinzu, der Orientierungslosigkeit und Ungleichverteilung von Erziehungsressourcen zu verstärken scheint. Für Kinder unter zehn Jahren fehlen bislang vor allem universale Programme für die Angstprävention, die alle Kinder einer Kita-Gruppe oder Schulklasse sowie die Eltern einbeziehen. Insgesamt erscheint der Forschungsstand noch sehr unübersichtlich. Langfristig positive Effekte konnten bisher nur für Programme nachgewiesen werden, die mit kleineren Gruppen und halben Klassen arbeiten. Zudem scheint eine spezielle Schulung der Gruppenleiter für den Erfolg wesentlich zu sein (Pössel et al., 2006). Die Programme selbst können meiner Erfahrung nach besser greifen bzw. durch Fachberatung etabliert und gestützt werden, wenn ein gutes Kita-Klima und ein Spektrum von gesellig-kommunikativen und aktivierenden Angeboten für Eltern und Kinder besteht. Eine anschließende Generalisierung von Lernerfolgen im Alltag ist dann, wie im nachfolgenden Beispiel ausgeführt, ebenfalls besser möglich.

Die SG Marßel kümmert sich um ihren Stadtteil. Der Verein bietet nicht nur Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen die Möglichkeit, Sport zu treiben, sondern mischt sich ein und trägt Verantwortung. So werden In-Jobber, die Sportgemeinschaft ist Mitglied im Netzwerk Marßel, für Aufgaben eingesetzt. Drei der zehn In-Jobber, weiß Müller, haben danach feste Arbeitsplätze bekommen. Regelmäßig arbeitet der Vorsitzende im Stadtteilforum mit, um etwas zu bewegen. Den Satz „Wir bewegen was in Marßel“ hat die SG Marßel als Logo und ist vielerlei Kooperation eingegangen. So gibt es auch eine enge Zusammenarbeit mit der Kita und der Grundschule. Mit dem Projekt Leben, Bewegen, Lernen, Le–Be–Le genannt, „mein Lieblingsprojekt“, sagt Müller, „versuchen wir den Kindern zu helfen und holen die Eltern dazu“. Die SG Marßel bringt sich in den Bewegungsteil ein. (Wörmke, 2007)

Abbildung 3: *Mädchen-Tanzgruppe der Sportgemeinschaft Marßel*

Ergänzend zu den eher kindzentrierten Bildungs- und Beratungsinhalten einer Kita sind auch noch andere Inhalte von Wichtigkeit. Eltern in Armutswohngebieten brauchen wie schon angesprochen Deutsch- und Alphabetisierungskurse, Eheberatung und Mediation, Informationen zu Schule, Ausbildungsgängen und Arbeitssuche, zum Umgang mit Behörden, Ärzten und mit Schulden. Viele Eltern sind krank und in der Bewältigung ratlos. Manche kommen aus Kriegsgebieten und sind traumatisiert. Viele sind alleinerziehend und trennungsgeschädigt. Manche Frauen sind verheiratet worden und ziehen zu einem Mann in ein Land, dessen Sprache sie nicht sprechen und wo sie nun ihre Kinder großziehen sollen.

Für die vielen verschiedenen Lebenssituationen werden variable, vernetzte Gemeinwesenstrukturen mit unterschiedlichen Spezialisierungen benötigt.

Überforderte, erziehungsschwache Eltern und überlastete, gestresste Kita-PädagogInnen stellen vielfach eine Art Notgemeinschaft dar, vor allem auch angesichts immer schwieriger werdender Kinder. Die

nötigen Erziehungs-, Bildungs- und Beratungsangebote übersteigen in der Regel die Möglichkeiten von Kitas.² Sie sollen das frühe Lernen der Kinder durch verbesserte kognitive Förderung der Kinder intensivieren, zum Beispiel im Bereich der naturwissenschaftlichen Umwelterfahrung oder der phonologischen Bewusstheit. Sie sollen die Resilienz der Kinder und ihre emotional-sozialen Kompetenzen mit weiteren speziellen Trainingsprogrammen zur Stärkung gegen Angst und Gewalt verbessern. Gegen Bewegungsarmut und zunehmendes Übergewicht der Kinder sollen spezielle Bewegungs- und Ernährungsangebote etabliert werden. Dann gibt es da noch die Trainingsprogramme für die unruhigen, unaufmerksamen Kinder, für die sprachverzögerten (Migranten-)Kinder und für Kinder mit Problemen bei der Feinmotorik und der Auge-Hand-Koordination. Und natürlich darf die „Kita-Elternarbeit“, die Lebensweltorientierung

² Zur Nachahmung empfohlene Ausnahmen (siehe Einleitung: Otto, 2007) bestätigen die Regel.

und Projektarbeit nicht zu kurz kommen. Vermutlich ist diese Aufzählung nicht vollständig. Sie macht aber Schwierigkeiten in der Kita-Alltagsorganisation deutlich. Hinzu kommt, dass es in Kitas viele Teilzeitkräfte gibt, dass die meisten Kinder nur vier bis sechs Stunden anwesend sind und dass eine Aneinanderreihung von Programmen Kinderwünschen nach selbstbestimmtem Spielen entgegenstehen kann. Die Kinder wollen in Kitas nicht ständig gebildet und erzogen, sondern manchmal einfach nur betreut und gut aufgehoben sein – verlässlich, fürsorglich, einfühlsam, geschützt (z. B. vor jugendlichen Straßenbanden) und mit Spielräumen. Kitas sind also in vielerlei Hinsicht gefordert (vgl. Textor, 2005).

Um Eltern und ihre soziale Umwelt besser einzubeziehen, wird im öffentlichen Fachdiskurs die Entwicklung von Kitas zu *Familienzentren* mit niedrigschwelligen Angeboten als sinnvolle Perspektive benannt (vgl. dazu Kinder und Jugendbericht der Bundesregierung; Vollmer, 2006; Deutscher Bildungsserver, 2006; Diller, 2007). Vom Land Nordrhein-Westfalen wurde dazu die Entwicklung eines Gütesiegels neu in Auftrag gegeben (Stöbe-Blossey, Strotmann & Tietze, 2007). Wer es erfüllen möchte, muss eine Vielzahl von zusätzlichen Arbeitsleistungen erbringen. Wie Kitas in diesen Zustand der Güte versetzt werden sollen, ist noch nicht so genau bekannt. Vermutlich darf es nichts kosten. In Baden-Württemberg wurde ein Projekt „Stärkung der Erziehungskraft der Familie durch und über den Kindergarten“ in 137 Kitas verwirklicht (Fröhlich-Gildhoff et al., 2006). Armut von Familien und die finanziell-strukturelle Qualität von Kitas wurde dort allerdings nicht explizit thematisiert. Als entscheidender Erfolgsfaktor wurde eine Veränderung der Haltung der Kita-PädagogInnen durch Weiterbildungen und die Unterstützung durch externe Fachkräfte beschrieben. Damit konnten sich Kitas für Familienbelange öffnen und jeweils spezifische, vielfältige Angebote und Zusammenarbeitsformen realisieren. Ein spiralförmiger Prozess gegenseitiger Wertschätzung und Unterstützung kam in Gang, und schwer zugängliche Eltern konnten besser erreicht werden. Eine bessere Vernetzung der Kitas gelang jedoch nur sehr bedingt.

Wenn im Einzugsbereich einer Kita eine entsprechende Quartiersberatung oder andere Beratungsstellen vorhanden sind, können von der Kita Kontakte geknüpft und systematisch genutzt werden. Unter günstigen Bedingungen etabliert sich als Kooperationsleistung eine Art *vernetztes Familienzentrum* (siehe Beispiele weiter oben). Günstig ist, wenn auch gesundheitliche Beratung und Behandlung, eine Zu-

sammenarbeit mit der Grundschule sowie beispielsweise mit Sportvereinen und anderen Einrichtungen im Wohngebiet angeschlossen sind. Eine solche komplexer angelegte Familien- bzw. Elternbildung und Beratung *mit übergreifenden Kooperationen im Wohngebiet* setzt allerdings zusätzliche Kapazitäten voraus, welche die Kita-Regelversorgung ergänzen. Unterschiedliche sozialräumlich ausgerichtete Spezialdienste – Sozialberatung, Sprachkurse, Sozialpädiatrie und Frühförderung, Heilpädagogik, schulische Hilfen bis hin zu psychotherapeutischen, erziehungs- und familienberatenden Maßnahmen und Krisenhilfen bei Konflikten, innerfamiliärer Gewalt und Trennungen – können dann besser etabliert und wirksam werden. Eine Voraussetzung ist ein allerdings sozialräumliches Umdenken bei kommunalen Diensten (Weissenstein, 2007). Sie haben in Armutsgebieten meiner Erfahrung nach aber eine deutlich bessere Chance, angenommen zu werden und erfolgreich zu sein, wenn sie dort direkt verankert und kooperativ vernetzt sind. Zum Beispiel hat sich mit über 20-jährigem Erfahrungshintergrund in Bremer Brennpunkthorten eine integrierte Tagesgruppenarbeit für auffällige Grundschulkinder mit dieser Ausrichtung etabliert. Es handelt sich um familienbezogene, individuell beratende, heilpädagogische und therapeutische Settings mit guter Akzeptanz, Zugänglichkeit und aktiven Stadtteilk Kooperationen. Anstatt dass diese erfolgreiche Arbeit auf den Vorschulbereich der Kitas ausgeweitet wird, droht sie nun jedoch aufgrund des kommunalen Spardrucks zu zerfallen (Stöhr, 2003a; 2003b, S. 594). Isolierte Beratungen und Behandlungen, die stark getrennt von den pädagogischen und sozialen Alltagsabläufen der Kinder und Eltern ansetzen, erscheinen mir für Armutsgebiete und Risikogruppen allerdings nicht so erfolgsträchtig.

Übergreifend ausgerichtete, gut zugängliche Arbeitsansätze sind notwendig, weil gerade bei Kindern aus armen Familien mit gravierenden Problemen die Inanspruchnahme von Leistungen der Jugend- und Sozialhilfe und der Krankenkassen unzureichend ist. Außerdem sind sie notwendig, weil sich das Kranksein bei Kindern nicht mehr wie früher so stark über körperlich-materielle Vernachlässigungen, armutsbedingte Mangelernährung und akute körperliche Krankheiten definiert. Vielmehr rücken anhaltende psychosomatische, allergische und chronische Erkrankungen sowie anwachsende psychische Auffälligkeiten stärker in den Vordergrund (Palentien & Hurrelmann, 1995; Ravens-Sieberer et al., 2006; Bundesverband der Betriebskrankenkassen, 2006a). Unter Armutsbedingungen ist die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass sich diese Probleme mit existenziellen Krisen und Über-

lastungssituationen kombinieren und chronifizieren. Hinzu kommt, dass die soziale Herkunft der Familien oft durch Sprachdefizite und niedrigen Bildungsstand gekennzeichnet ist. Dadurch wird ihnen die Erschließung und Nutzung von Informationen, die Inanspruchnahme von Hilfen sowie eine erfolgreiche Problembewältigung zusätzlich erschwert. Diese Familien und ihre Kinder haben oft vermehrte *Schwierigkeiten mit „Übergängen“* zur Kita, zur Schule und zu anderen Institutionen (Bronfenbrenner, 1989; Fthenakis, 2000). Wenn Kitas und Schulen gut kooperieren, können sie nützliche Brücken für Kinder und Eltern bilden und perspektivisch vielleicht sogar zusammenwachsen (Ponte, 2007).

Experimente mit Wasser und Luft, das war ganz nach dem Geschmack der Kinder in dem Kita Marßel, die mit großen Augen und offenen Mündern staunten. Anlass dazu gab es vor wenigen Tagen. Bei einem Flohmarkt und Elterncafé wurde das von der swb-Bildungsinitiative geförderte Projekt „Eltern und Kinder experimentieren gemeinsam“ in der Kita durchgeführt.

An drei Ständen konnten Eltern und Kinder die Eigenschaften der beiden Elemente erforschen, was mit großer Begeisterung aufgenommen wurde.

Mit der Aktion ist das Projekt abgeschlossen, doch in dem Kindertagesheim soll das naturwissenschaftliche Experimentieren weitergehen. Geplant ist, in kleineren Einheiten zu jeweils vier Mal eine Stunde mit Eltern und Kindern „Forscherstunden“ zu veranstalten. Dazu soll auch die im Rahmen von Stadtteilarbeit an der Grundschule Landskronastraße eingerichtete Forscherstube genutzt werden. Das Kita Marßel hofft nun, dass sich genügend Eltern zum Mitmachen finden. (Mirsch, 2006)

Wenn Kitas, Horte oder andere Jugendhilfeeinrichtungen von der Schule vereinnahmt werden, ist die Gefahr groß, dass die Stärken der Jugendhilfe wie etwa die geringe Bürokratisierung und flexible, offene Organisation von Angeboten, die mögliche individuelle Ausrichtung und Freiwilligkeit, die Lebensweltorientierung und die aufsuchenden Möglichkeiten verloren gehen. Die Berichte über die nationalen und

Abbildung 4: Kinder beim Experimentieren (Zeitungsausschnitt, *Die Norddeutsche* vom 21.11.2006)



internationalen Erfahrungen mit den Zusammentreffen von „David Jugendhilfe“ und „Goliath Schule“ halten sich nicht an die Vorgaben aus der Bibel. Sie mahnen vielmehr zur Vorsicht und sprechen eindeutig für klare, die jeweiligen Stärken sichernde Kooperationsvereinbarungen (Strätz, 2004; Thimm, 2000; DPWV, 2002). Besonders groß ist die Vereinnahmungsgefahr, wenn sich kommunaler Spardruck und eine starre Schulbürokratie mit der Maßgabe verbünden, dass Jugendhilfe möglichst reibungslose Schulabläufe und Unterrichtserfolge zu gewährleisten habe. Die häufig erhöhten Gewaltpotentiale und Schulvermeidungsraten in Armutswohngebieten sind eine große Herausforderung für die Erziehungspartnerschaften von Schule und Jugendhilfe mit betroffenen Familien. Wo diese schwierige „Spezialerziehung im Dreieck“ nicht gelingt – und sie gelingt bisher eher selten – sind die Kinder und ihre Eltern die Leidtragenden. Es kommt vermehrt zu Aussonderungen, Medikalisierung, Jugendstrafen, Fremdplatzierung oder ähnlichem.

Was fehlt?

In Verbindung mit dem Thema Armut ist es bei dieser Überschrift nicht verwunderlich, wenn hier nun eine lange Wunsch- und Mängelliste folgt. Armut ist zwar nicht direkt ansteckend, dafür aber indirekt.

Das bereits erwähnte, notwendige Spektrum an Arbeitsansätzen für Beratung und Elternbildung ist bislang überwiegend für Mittelschichtfamilien zugänglich. Inwieweit schon ein allgemeines, flächendeckend wirksames Umdenken, Umlenken und Zugänglich-Machen von Ressourcen für Armutswohngebiete stattfindet, steht hier mit Blick auf Spezialdienste, zusätzliche Maßnahmen, Fortbildungen und Fachberatungen in Kitas zur Diskussion. Mir erscheint das bestehende Angebot aus vielerlei Gründen sehr defizitär. Vor allem fehlen in Kitas in Armutswohngebieten präventive, gesundheitsfördernde, psychosoziale, beratende und psychotherapeutische Arbeitsansätze (ausführlicher: Stöhr, 2003b, S. 591ff.). Hilfebedürfnisse werden immer weniger als reale, individuelle Notlagen von Kindern und Familien angesehen, sondern mehr als von Finanzstrategen zu interpretierende Bedarfe und Leistungen, die zu steuern und – soweit möglich – einzusparen sind. Es gilt ein kurzichtiges Primat der Ökonomie, besonders wenn ein direkter, berechenbarer Nutzen oder eine Kostenersparnis für andere Etats nicht erkennbar ist. Aus diesen Gründen werden auch Dienste bzw. Hilfesys-

teme umorganisiert und umstrukturiert. Dabei sind fachliche Überlegungen und Bedürfnisse der Betroffenen sowie deren Rechtsansprüche nachrangig (Kappeler, 2005; Tersteegen, 2002). Als ein Ergebnis jahrelanger Haushaltsnotlagen und Verteilungskämpfe in den Kommunen sind im Kita-Bereich insgesamt die finanziellen Mittel in der Regel sehr knapp. Das wirkt und wirkt sich in Armutswohngebieten besonders nachteilig aus, denn Kinder und Arme sind ohne Lobby und wenig wehrhaft. In vielen Bundesländern haben z. B. der neu eingeführte Rechtsanspruch auf einen Kindergartenplatz oder die gestiegenen Kosten für Erziehungshilfen die Etats der Kommunen finanziell stark belastet. Rigide Maßnahmen, um Kosten zu begrenzen und einzusparen, bestimmen deshalb häufig schon seit langem den Alltag im Kindergarten. Beispielsweise haben Kinder aus armen Familien, deren Eltern nicht arbeiten, manchenorts keinen Anspruch auf einen Kita-Ganztagsplatz. Oder es wird die Quote für notwendige begleitende integrative und teilstationäre Erziehungshilfen den Haushaltszwängen angepasst. Von ausreichenden Kooperationszeiten und Kita-Bemessungsgrundlagen, die Zeit für Elternkontakte, ihre Planung und Reflexion bereitstellen, kann vielfach nur geträumt werden. Kita-Projektaktivitäten wie die weiter oben beispielhaft geschilderten dürften ebenfalls eher selten sein, und selbst diese müssen aufgrund des Spardrucks zunehmend eingestellt oder ehrenamtlich betrieben werden.

Ein Umsteuern der für die Gesamtheit der Kinder in Kitas vorhandenen, ohnehin zu knappen Ressourcen erscheint mir vor diesem Hintergrund in der Regel nicht so sinnvoll wie der *Einsatz zusätzlicher Gelder*. Diese Erkenntnis ist zwar schlicht, dafür aber zutreffend und unvermeidlich. Sie ist in den Köpfen vieler Wissenschaftler aus den Bereichen Bildung und Armut sowie vieler Eltern und Kita-PädagogInnen zunehmend verankert (z. B. Kindern die Zukunft & ver.di, 2006). Und auch in Wirtschaftskreisen scheint sich mit Blick auf Rendite und qualitative Strukturverbesserungen die Erkenntnis durchzusetzen, dass gezielte Investitionen in den frühkindlichen Bereich sehr lohnenswert sind (Anger, Plünnecke & Tröger, 2007). Sie schützt außerdem davor, sich weitere Jahre in die Tasche zu lügen und hilft gegen Missverständnisse sowie bei der Bewertung neoliberaler „Organisationskünste“ in städtischen Regionen. In ländlichen Regionen sind Versorgungsmängel oft noch krasser und es ist offensichtlich, dass es nichts gibt, was umgesteuert werden könnte. Der Widerstand im Bereich Erziehung und Bildung gegen die jahrelange „Gehirnwäsche des Sparens“ durch Dauerberieselung,

kurzsichtige Ökonomisierung und Salomitaktik gewinnt zunehmend an Perspektive.

Ergänzend sind beim Thema Geld auch noch andere Überlegungen und Lösungswege nützlich:

- ◆ Nützlich wären im Kita-Bereich beispielsweise mehr *Modelle einer gemischten Finanzierung* durch Krankenkassen, KJHG- und Sozialleistungen im Rahmen von Frühförderung oder Sozialpädiatrie oder neuen (Präventions-)Modellen ebenso wie ein ressortübergreifender Einsatz von Finanzmitteln zugunsten der Elternbildung und Beratung für arme Familien, wie es ansatzweise, aber in noch viel zu geringem und kurzfristigem Umfang über kommunale, Bundes- oder EU-Programme wie etwa Soziale Stadt, Wohnen in Nachbarschaften (WiN; Bremen) und Lokales Kapital für soziale Zwecke (LOS; Europäischer Sozialfond) geschieht und wie es im Bereich der Gesundheitsprävention angedacht ist.
- ◆ Nützlich sind *Fortbildungs- und Fachberatungsangebote*, die sich praxisbezogen an den Realitäten für arme Familien orientieren, sowie Kooperationen mit Sportvereinen, Selbsthilfegruppen, ehrenamtlichen Initiativen, Stiftungen und Sponsoren. Bei alledem ist vor Ort immer genau zu bedenken, wie viel Vorbereitungs-, Kooperations- oder Fortbildungszeit ein Projekt jeweils kostet, denn schon mit ihrer regulären Arbeit sind Kitas in Armutswohngebieten in einen engen zeitlichen Rahmen eingespannt. Nicht zu vergessen: Vielerorts muss man immer noch froh sein, wenn Kita-Dienstleistungen auf einigermaßen fachlich-personell gesichertem Niveau ungekürzt bestehen bleiben.
- ◆ Extrem nützlich: Bei den notwendigen Vernetzungs- und Kooperationsarbeiten, die eine übergreifende Elternbildung und Beratung in Kitas in Armutsgebieten voranbringen, können professionelle Quartiers- oder Wohngebiets„manager“ bzw. *Gemeinwesenarbeiter* wichtige Aufgaben übernehmen, wie z. B. Gelder einwerben und verwalten oder Elternmitarbeit und Selbstorganisation sowie die notwendigen Abstimmungen unter den Akteuren anregen, steuern und unterstützen. Was in manch anderen Wohngebieten ein Elternverein oder engagierte Einzelpersonen auf die Beine stellen, benötigt in Armutswohngebieten vor allem anfangs, bis sich ein Kern von engagierten Eltern gebildet hat, nachhaltige Unterstützung. Es ist kein Selbstläufer, dass sich die sehr unterschiedlichen

Interessen und Lebenslagen von Kindern, Eltern, PädagogInnen und anderen Professionellen, von ehrenamtlichen und semiprofessionellen Helfern positiv ergänzen und zu gemeinsamen Zielen finden. Eine wichtige Arbeit ist in diesem Zusammenhang die Einflussnahme auf die kommunale Wohnungspolitik und die Belegungspolitik von Wohnungsbaugesellschaften sowie andere fortlaufende Bemühungen in Kita und Grundschule, im Wohngebiet eine halbwegs akzeptabel gemischte Kinderpopulation zu erhalten. Je mehr Kinder von armen Familien in „Wohngebietssondereinrichtungen“ quasi ausgegrenzt und isoliert werden, umso schwieriger werden die Bildungs- und Erziehungsprozesse.

Was fehlt noch außer Geld und besseren Strategien, es möglichst nützlich auszugeben?

- ◆ Insgesamt fehlt bzw. beginnt seit der Pisa-Diskussion erst allmählich wieder ein *Fachdiskurs über Armut und soziale Benachteiligung*, der auf die große Bandbreite von Armutsformen und Armutsverläufen Antworten findet (Meier, 2004). Er müsste ähnlich in den Mittelpunkt öffentlicher Beachtung rücken, wie es beim Genderaspekt geschehen ist, und auch eine wohngebietsnahe Öffentlichkeit erreichen und aktivieren. Bisher verschüttete oder ungenutzte Ressourcen könnten so einbezogen werden, um professionelle Hilfen zu ergänzen und das „Gemeinwesen“ positiv zu verändern, etwa Vorlesepaten und Sprachförderungen für Eltern und Kinder, Mehrgenerationenprojekte, Elternselbsthilfe, Laienhelfer, Sponsoren, fruchtbare Kooperationen von Jugendhilfe, Altenhilfe, Schule, Sportvereinen und anderen Einrichtungen im Wohngebiet.
- ◆ Es fehlen bislang *wissenschaftlich geleitete Auswertungen und Evaluationen* von Berichten und positiven Erfahrungen. Diesbezüglich und was bewährte Arbeitshilfen, diagnostische Materialien o. ä. betrifft, fehlen *systematisierende Übersichten und Fundorte*. Es gab und gibt zum Beispiel unzählige Wettbewerbe, Ausschreibungen und Best-Practice-Modelle von öffentlichen Trägern, Stiftungen und Initiativen, die soziale Benachteiligungen berücksichtigen und ihnen entgegenwirken sollen. Sie sind meist als relative „Kurzläufer“ mit dem Anspruch konzipiert, nachhaltige Wirkungen zu entfalten. In diesen Zusammenhängen sind die Belege dafür, dass und wie Vorhaben der Elternbildung und Beratung in Armutswohngebieten sinnvoll und erfolgreich sein können,

vermutlich schon einigermaßen zahlreich. Die Berichte und Dokumentationen sind allerdings verstreut, sehr unterschiedlichen Oberthemen zugeordnet und nicht leicht auffindbar (z. B. „Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten“, 2006; Besser integriert, 2006; Berg, 2005). An diesem Punkt ziemlich einzigartig und beispielhaft ist eine Übersicht der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zur Gesundheitsförderung für sozial Benachteiligte mit der zugehörigen Internetplattform (BZgA, 2003). Offensichtlich ist die wissenschaftliche Entwicklung im Gesundheitsbereich aufgrund des dortigen enormen Kostendrucks insgesamt und in Bezug auf gesundheitliche Armutsfolgen relativ am weitesten voran geschritten. Auf dieser Plattform erbringt eine Suche unter dem Stichwort „Elternbildung“ trotzdem nur drei Treffer (www.gesundheitliche-chancengleichheit.de, Zugriffsdatum 07.10.2006). Eine Internetsuche in der FIS Bildung Literaturdatenbank mit der Abfrage „Elternbildung und Armut“ erzielt ebenfalls nur drei Treffer (www.fachportal-paedagogik.de, Zugriffsdatum 06.10.2006). Wenn PädagogInnen oder andere Beschäftigte aus dem Bereich Armutsarbeit also versuchen, an einfach und schnell umsetzbare wissenschaftliche Informationen zum Thema „Elternbildung, Kindergarten, Armut“ zu kommen, ist das Bemühen zeitaufwendig und das Ergebnis meist eher dürftig.

- ♦ Zwar ist der Begriff „niedrigschwellige Hilfen“ in Verbindung mit Armut und gesellschaftlichen Problemgruppen zum Gemeinplatz und einer gängigen Forderung geworden. Zum Thema „Armut und geeignete Bahnung der Zugänge zu Wissen und (Selbst-)Hilfen“ gibt es aber offensichtlich nur *dürftige wissenschaftliche Bezüge zum Alltag und wenige interdisziplinäre Kooperationen*. Das in der Praxis breit gefächerte, mehr oder weniger ganzheitlich zu bearbeitende Feld mit vielfältigen Themen der Gesundheitsförderung, mit Bildungs- und Erziehungsthemen, mit Themen zur Fürsorge, zu familiären „Hürden und Schwellen“ (z. B. Schulden, Arbeitssuche, Trennung, Umgang mit Behörden, Sprachprobleme) sowie zu familiären Lebensgewohnheiten, Stärken, Freizeitgestaltung, Interessen und Hobbys teilt sich in viele schwer zu überblickende wissenschaftliche Einzeldisziplinen auf. Diese scheinen wenig zu kooperieren und sich eher selten zu Oberthemen wie „Elternbildung, Beratung und Armut“ oder einer interdisziplinären Handlungsforschung zusammenzufinden. Die Ver-

bindung zur Praxis und Lebensrealität wird von der Wissenschaft vermutlich – wenn überhaupt –, eher mit abgegrenzten Forschungs- bzw. Untersuchungsinteressen hergestellt. Das alte Lewin'sche Forscherinteresse, sich mit den Menschen, die untersucht werden, gemeinsam auf den Weg der Erkenntnis zu machen, ist vielleicht etwas zu hehr und überholt. Aber ohne teilnehmende Parteilichkeit, gegenseitige Lernprozesse und engen Praxisbezug scheint mir Forschung im schwierigen Handlungsfeld „Armut“ nicht möglich.³

Armutsforschung mündet also noch zu wenig in passende alltagsunterstützende Maßnahmen (Meier, 2004) und für den Bereich der Gesundheitsförderung ist beispielsweise eine Integration von Forschung und Praxis im Sinne eines „Optimierungskreislaufes“ bisher kaum vorhanden (Mielck, 2003, S. 16). Angesichts dieses Defizits sowie fehlender interdisziplinärer Ansätze sind konkrete Hilfen und detaillierte Orientierungen für Praktiker nur spärlich und fachspezifisch vorhanden. Allgemeine wissenschaftliche Empfehlungen, „Richtlinien“ und Forderungen sind hingegen leichter zu finden. Sie wurden weiter oben schon angeführt und teilweise beispielhaft beschrieben. Stichpunktartig lassen sie sich für das Handlungsfeld „Elternbildung und Armut“ ohne Anspruch auf Vollständigkeit in etwa so zusammenfassen: Settingorientierung, Nähe zu Wohn- und Lebenswelt, stärkendes und ressourcenorientiertes Vorgehen, frühe Erkennung und Förderung, sozial-räumliche Kooperation, ressortübergreifende, ganzheitliche und partizipative Modelle, spezielle Konzepte für Problemzielgruppen und Vorbereitung der Mitarbeiter, spezialpräventive Angebote.

Maßnahmen der Elternbildung und Beratung in Kitas in Armutswohngebieten – soweit sie stattfinden können und angenommen werden – erfüllen in der Regel ohnehin diese Empfehlungen. Die Teams in diesem Arbeitsfeld müssen sich dabei allerdings weitgehend auf die eigenen Erfahrungen und Ideen verlassen (siehe unten: Kriterien und Anregungen). Darüber hinaus habe ich den Eindruck, dass die Wirkung der im Rahmen der Regelarbeit in Armutswohngebieten quasi nebenbei laufenden Unterstützung, Elternbildung und Beratung, die oft einen Schutzwall und eine präventive Grundinformierung und Stärkung

³ Auch wenn hundert und mehr wissenschaftlich erprobte Förderprogramme für Kita-Kinder, ihre Eltern und PädagogInnen entwickelt wurden, so kommen sie deshalb noch lange nicht dort zur Anwendung, wo sie am nötigsten gebraucht werden, und ihre Passung für Eltern und Kinder in Armutswohngebieten ist ebenfalls nicht automatisch gegeben.

von Familien bildet, gegenüber Spezialangeboten unterschätzt wird. Wie zu Anfang erwähnt, ist außerdem von entscheidender Bedeutung, dass es für die Eltern vertraute und verlässliche Ansprechpersonen gibt, welche die Wege zu Spezialdiensten bahnen und aufrechterhalten.

Was für die Initiativen in Armutswohngebieten und die dortige Elternbildung und Beratung sowie ihre Weiterentwicklung trotzdem fehlt, sind meist begleitende Auswertungen und wissenschaftliche Evaluationen, denn die Planungs- und Veränderungsspielräume vor Ort sind wie beschrieben gering. Das Suchen und Finden, Bewerten und Anpassen an die Realitäten im Wohngebiet muss schnell gehen, und für systematische Auswertungen und Reflexionen ist oft keine Zeit und Fachlichkeit vorhanden.

- ◆ Es fehlen zudem *einfache, schnell verwendbare Handreichungen*, anschauliche, mehrsprachige Bild- und Bildungsmaterialien, schriftliche Anregungen und Strukturierungshilfen für Elterngespräche und Elternabende, kleine, preiswerte Spielsachen und nützliche Alltagsgegenstände, die zu den jeweiligen Bildungsthemen passen und kostengünstig oder unentgeltlich direkt an Eltern oder Kinder weitergegeben werden können. Erste kleine Anfänge sind vielleicht gemacht worden, um insgesamt und auch für Kitas in Armutswohngebieten Lücken zu schließen. Parallel zu einem Sonderheft der Zeitschrift „Kindergarten heute“ (Welzien, 2006) sind ebenda die Tandem-Methodenhefte zur Eltern- und Familienbildung neu erschienen. Ein gutes Beispiel für die Unterstützung von Gesundheitsförderung in Kitas ist der mit Hilfe der Betriebskrankenkassen entwickelte „Gesundheitskoffer“ (Bundesverband der Betriebskrankenkassen, 2006b): Er kann in Kitas einfach eingesetzt werden und auch die Einbeziehung von Eltern ist im Prinzip möglich, was aber vor allem bei sozial benachteiligten Familien für Kita-PädagogInnen eine „hohe Hürde“ darstellt.
- ◆ Und zum Schluss: Es fehlt regional und überregional eine *Diskussion und Verständigung über eine Strategie*, wie man zu wichtigen Standards kommt, die für diese „Armutsarbeit“ gelten sollen, und wie man die durch den öffentlichen Spardruck entstehenden Schwierigkeiten überwinden kann (Kappeler, 2005; Tersteegen, 2002). Entsprechend entfalten sich die Wirkungen von Maßnahmen zur Elternbildung und Beratung je nach den Umständen nur kaum oder gar nicht nachhaltig als

„Kurzzeit-Lückenstopfer“, als „Feigenblätter“ oder „Einspartricks“. Einer nachhaltigen Wirkung stehen oft weiterhin falsche, kurzzeitige Sparzwänge und Haushaltsprioritäten entgegen.

Resümee für die Praxis: Kriterien und Anregungen zur Elternbildung und Beratung in Kitas in Armutswohngebieten

Die bisherigen Überlegungen, Beispiele und Argumente lesen sich vielleicht einfach. Eine praktische Veränderung in diese Richtung ist gleichwohl eine komplexe, im Erziehungsalltag zum Teil schwer zu bewahrende und zu koordinierende Arbeit, die aber lohnend und wertvoll ist. Es handelt sich angesichts der vielen oben aufgeführten Defizite und Mängel um ein in größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen zu entwickelndes *schwieriges Reformprojekt*. Der gute Wille, das Engagement und die Begeisterung der Kita-PädagogInnen vor Ort reichen sicherlich nicht aus, um Elternbildung und Beratung in Armutswohngebieten fachlich gut zu verankern und aufrechtzuerhalten. Es wird zusätzliche, nachhaltige Unterstützung erforderlich sein, die zurzeit aufgrund der oben kurz geschilderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen meist noch fehlt oder zu gering ausfällt. Ohne Utopien und Träume kann aber nichts Neues entstehen.

Es ist vor diesem Hintergrund also etwas vermessen und zugleich utopisch, Kriterien zu formulieren, denen erfolgreiche Elternbildung und Beratung in möglichst vielen Punkten entsprechen soll, damit sie für Armutswohngebiete passend ist und angenommen wird. Um einen Beitrag zur Entwicklung von Standards zu liefern, werden hier abschließend auf der Grundlage langjähriger Praxiserfahrungen und ergänzend zu oben angeführten wissenschaftlichen Empfehlungen zusammenfassende Kriterien aufgezählt:

- ◆ Orientierung an der Lebenswelt und den unmittelbaren sozialen, kulturellen und materiellen Bedürfnissen und Interessen im Wohngebiet: z. B. positive Einmischung, Mitwirkung und Mitgestaltung bei Spielplätzen, Schulhöfen, Radwegen, Sportvereinen, Einkaufs- und Fernsehgewohnheiten, bei privater und institutioneller Gewalt und Schutzbedürfnissen, bei Veranstaltungen und Festen,
- ◆ Betonung von Erlebnis-, Aktions- und Mitmachelementen gegenüber „kopflastigeren“ theoretischen und sprachlichen Bildungselementen,

- ◆ emotionale und persönliche Ansprache: beispielsweise wirkt die Begeisterung von Kindern auf ihre Eltern „ansteckend“, Angebote sollten vergnügliche, attraktive und gesellige Elemente enthalten (z. B. Spiel, Musik, Tanz) und von vertrauten Personen vorgeschlagen und gegebenenfalls begleitet werden,
- ◆ interdisziplinär angelegte, gemeinwesenorientierte Ausrichtung: z. B. partizipative, interkulturelle, solidarische und identitätsstiftende Angebote, Organisation von Hilfen bei Krankheit, drohender Ausweisung oder anderen Notlagen,
- ◆ Orientierung an unmittelbaren Vorteilen und schnell erreichbaren Handlungszielen: beispielsweise preiswerte, alltagsnahe Angebote, kurze Wege oder aufsuchende Hilfen, direkte persönliche, mündliche Kontakte ohne größeren Schreib- oder Anmeldeaufwand, Ausleihe und Nutzung von Geräten, Zeitersparnis durch kombinierte Angebote,
- ◆ leichte Zugänglichkeit: z. B. Zugänge über vertraute Personen, Dolmetschereinsatz und Berücksichtigung anderer kultureller Gewohnheiten, Fotos-Filme-Feste, familienfreundliche Zeiten, organisierte Kinderbetreuung für die Zeit eines Bildungs- oder Beratungsangebots.

Literatur⁴

- Ahrens-Eipper, S. & Leplow, B. (2004). *Mutig werden mit Til Tiger. Ein Trainingsprogramm für sozial unsichere Kinder*. Göttingen: Hogrefe.
- Anger, C., Plünnecke, A. & Tröger, M. (2007). *Renditen der Bildung – Investitionen in den frühkindlichen Bereich*. Eine Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln im Auftrag der Wissensfabrik – Unternehmen für Deutschland e.V. Verfügbar unter: www.iwkoeln.de/data/pdf/content/dokumente_0207_studie.pdf [20.02.2007].
- Armbruster, M. M. (2007). Mehr Elternkompetenz für Problemfamilien – Wie die Quadratur des Kreises gelingt. Erfolgreiche Prävention frühkindlicher Störungen auf bedürfnispsychologischer Grundlage. *Verhaltenstherapie mit Kindern & Jugendlichen*, 3(1), 19–26.
- Bergold, J. (2000). *Über die Affinität zwischen qualitativen Methoden und Gemeindepsychologie*. *Forum Qualitative Sozialforschung* (Online Journal), 1(2). Verfügbar unter: <http://qualitative-research.net/fqs-d/2-00inhalt-d.htm> [21.11.2006].
- Berg, A. (2005). Monheim für Kinder. Ein Projekt zur Vermeidung von Armutsfolgen bei Kindern. *Kindergarten heute, Zeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern, Heft 2*, 32–37.
- Bernfeld, S. (1969). Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. *Ausgewählte Schriften*, Band 2 (S. 468–482) (herausgegeben von L. Werder & R. Wolff). Darmstadt: März Verlag. (Original erschienen 1925: *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung*. Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag; Nachdruck ab 1967, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.)
- Besser integriert (2006). *Förderwettbewerb zur Integration von Einwanderern aus der Türkei*. Robert Bosch Stiftung, Stuttgart. Verfügbar unter: www.bosch-stiftung.de (Link „Förderwettbewerbe“) [21.11.2006].
- Bourdieu, P. (1997). *Das Elend der Welt*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Bronfenbrenner, U. (1989). *Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Natürliche und geplante Experimente*. Frankfurt a. M.: Fischer. (Original erschienen 1979: *The ecology of human development, experiments by nature and design*. Cambridge/London/Massachusetts: Harvard University Press; deutsch erstmals erschienen 1981, Stuttgart: Klett Verlag).
- Bundesverband der Betriebskrankenkassen (2006a). Problemfelder Ernährung, Bewegung und Psyche. Studien zeigen: Defizite gibt es vor allem bei benachteiligten Schichten. *News Gesundheitsförderung aktuell, Heft 4*, 2–4.
- Bundesverband der Betriebskrankenkassen (2006b). Interview mit Marion Büker, Erzieherin und stellv. Kita-Leiterin. *News Gesundheitsförderung aktuell, Heft 4*, 5–6.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (2003). Gesundheitsförderung für sozial Benachteiligte. In BZgA (Hrsg.), *Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung, Band 22*. Köln: Selbstverlag.
- Cierpka, M. (Hrsg.). (2001). *Faustlos. Ein Curriculum zur Prävention von aggressivem und gewaltbereitem Verhalten bei Kindern der Klassen 1 bis 3*. Göttingen: Hogrefe.
- Deutscher Bildungsserver (2006). *Kindertagesstätten als Orte für Kinder und Familien*. Verfügbar unter: www.bildungsserver.de/zeigen.html?seite=2527 [21.11.2006].
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (2006). *Armut und Reichtum*. Vierteljahresheft 1 des DIW Berlin/Quarterly Journal of Economic Research.

⁴ Kita-Jahresberichte und andere schwer erhältliche Literatur können beim Autor angefordert werden.

- Verfügbar unter: www.diw.de/deutsch/produkte/publikationen/vierteljahrshefte/jahrgang06/index.jsp [21.11.2006].
- Deutsches Jugendinstitut (2006a). *HIPPY – Home Instruction Program for Preschool Youngsters (4–6 Jahre)*. Verfügbar unter: www.dji.de/5_hippy/hippy.htm [03.10.2006].
- Deutsches Jugendinstitut (2006b). *Projekt Opstapje – Schritt für Schritt. Ein präventives Förderprogramm für Kleinkinder (ab 18 Monate) aus sozial benachteiligten Familien*. Verfügbar unter: www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=321 [03.10.2006].
- Diller, A. (2007). Von der Kita zum Eltern-Kind-Zentrum. Wie sich Einrichtungen weiter entwickeln können. *Kindergarten heute, Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern, Heft 4*, 6–13.
- Dornes, M. (2000). *Die emotionale Welt des Kindes*. Frankfurt: Fischer.
- DPWV – Der Paritätische Wohlfahrtsverband (2002). Gemeinsamer Aufruf der Verbände zu Ganztagsangeboten für Schulkinder. Pädagogische Konzepte statt Billiglösungen: Ein Aufruf zum Dialog und zur Kooperation bei der Entwicklung von Ganztagsangeboten für Schulkinder. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 35(1), 189–190.
- Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten (2006). *Konferenzen und Veranstaltungen im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*. Verfügbar unter: www.eundc.de [21.11.2006].
- Fröhlich-Gildhoff, K. (2005). Ganzheitliche Entwicklungsförderung statt einseitiger kognitiver Bildung – Gedanken zur Zukunft der Kindertagesstätten aus psychologischer und psychotherapeutischer Perspektive. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 37(3), 553–561.
- Fröhlich-Gildhoff, K., Kraus, G. & Rönna, M. (2006). Gemeinsam auf dem Weg. Eltern und ErzieherInnen gestalten Erziehungspartnerschaft. *Kindergarten heute, Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern, Heft 10*, 6–15.
- Fthenakis, W. (2000). *Kindergarten: Eine Institution im Wandel*. Bremen: Edition Temmen.
- Gebhardt, H. J., Gothe, U., Hänisch, A., Küpper, H. & Stöhr, O. (1989). *Streitbare Festschrift. 10 Jahre Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie* (herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Familientherapie und psychosoziale Hilfen e. V.). Bremen: Selbstverlag.
- Grossmann, K. & Grossmann, K. E. (1994). Bindungstheoretische Grundlagen psychologisch sicherer und unsicherer Entwicklung. *GWG-Zeitschrift*, 25, 26–41.
- Haug-Schnabel, G., Bensel, J. & MitarbeiterInnen (2003). *Niederschwellige Angebote zur Elternbildung*. Forschungsgruppe Verhaltensbiologie des Menschen (FVM) im Auftrag der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle in Hamm. Verfügbar unter: [www.verhaltensbiologie.com/forschen/elternangebote/](http://www.verhaltensbiologie.com/forschen/elternangebote/(Link zu web23.server70112.mivitec.net/site/uploads/media/elternbildung_01.pdf)) (Link zu web23.server70112.mivitec.net/site/uploads/media/elternbildung_01.pdf) [21.11.2006].
- Heinsohn, G. (1971). *Vorschulerziehung heute? Vorschulerziehung und Kapitalismus*. Darmstadt: März Verlag.
- Holz, G., Richter, A., Wüstendörfer, W. & Giering, D. (2005). *Zukunftschancen für Kinder!? – Wirkung von Armut bis zum Ende der Grundschulzeit. AWO-ISS-Längsschnittstudie* (Zusammenfassung des Endberichts der 3. Phase, S. 13–15). Bonn: AWO Selbstverlag.
- Horthaus Grohn (1995). *Jahresbericht 1994* (herausgegeben von der Hans-Wendt-Stiftung/IHTE und dem Amt für Soziale Dienste). Bremen: Selbstverlag.
- INA – Internationale Akademie für Innovative Pädagogik und Ökonomie gGmbH (1996). *Über Grenzen hinweg interkulturell denken und handeln, forschen und entwickeln*. Verfügbar unter: www.ina-fu.de/ina/index.html [3.12.2006].
- Jakubowski, K. (2006). Zusammenfassung seines Referats über „Armut in Bremen“ auf dem Gewerkschaftstag 2006 ebenda. *BLZ – Zeitschrift der GEW Bremen, Heft 11*, 16–17.
- Kappeler, M. (2005). Ursachen der „Krise“ der Kinder- und Jugendarbeit und Möglichkeiten der Selbstbefreiung aus der Defensive (I). *Forum für Kinder- und Jugendarbeit*, 21(3), 4–14.
- Kemnitz, R. & Haase-Schur, I. (Hrsg.). (1978). *Sonderprojekte. Praxis-Berichte aus dem Sonderprogramm für sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen* (herausgegeben für den Senator für Familie, Jugend und Sport). Berlin: W. Möller OHG / Druck.
- Keupp, H. (1993). Die (Wieder-)Gewinnung von Handlungskompetenz: Empowerment in der psychosozialen Praxis. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 25(3), 365–381.
- Kindern die Zukunft & ver.di (2006). *Offener Brief vom 15.05. an die Landesfrauenbeauftragte anlässlich der Streiktage in Bremer Kitas* (herausgegeben von KIDZ und ver.di. Bezirk Bremen/Nord-Niedersachsen als Bündnis von Eltern und Kita-Personal). Bremen: Selbstdruck.
- Kirbach, R. (2006). Armutszeugnis für Hamburg. *DIE ZEIT*, 32/2006. Verfügbar unter: www.zeit.de/2006/32/kinderarmut [21.11.2006].
- Koglin, U. & Petermann, F. (2006). Verhaltenstherapeutisches Förderprogramm im Kindergarten. *Verhaltenstherapie mit Kindern und Jugendlichen – Zeitschrift für die psychosoziale Praxis*, 2(2), 87–95.

- Kohaupt, G. (2006). Kinder in Gefahr. Was sie über den neuen gesetzlichen Schutzauftrag wissen müssen. *Kindergarten heute – Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern, Heft 1*, 16–18.
- Koschorke, M. (1975). Zur Praxis der Beratungsarbeit mit Unterschichtfamilien. *Wege zum Menschen*, 27, 315–331.
- Kramer, B. & Süßmann, N. (2005). Training der elterlichen Erziehungskompetenz mit „Netz und doppeltem Boden“!? *SpielRäume – Pädagogische Fachzeitschrift zur Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien*, 12 (Nr. 31/32), 34–35.
- KTH Marßel (2005). *Jahresbericht 2004* (herausgegeben von der Hans-Wendt-Stiftung/IHTE und dem Amt für Soziale Dienste). Bremen: Selbstverlag.
- Martens, R. (2006). „Zum Leben zu wenig ...“. *Für eine offene Diskussion über das Existenzminimum beim Alg II und in der Sozialhilfe* (Expertise des Paritätischen Wohlfahrtsverbands). Berlin: Selbstverlag.
- Meier, U. (2004). Infantilisierung von Armut und kein Ende in Sicht? Was Armut von Kindern für ihren Sozialisationsverlauf bedeutet. *Frühförderung interdisziplinär – Zeitschrift für Praxis und Theorie der frühen Hilfe für behinderte und entwicklungs-auffällige Kinder*, 23(4), 157–166.
- Mielck, A. (2003). Projekte für mehr gesundheitliche Chancengleichheit: Bei welchen Bevölkerungsgruppen ist der Bedarf besonders groß? In BZgA (Hrsg.), *Gesundheitsförderung für sozial Benachteiligte, Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung, Band 22* (S. 16). Köln: Selbstverlag.
- Mirsch, A. (2006). Kleine Forscher staunten nicht schlecht. *Die Norddeutsche, Regionalausgabe des Weserkurier, Tageszeitung für Bremen und Niedersachsen*, 21.11.2006.
- Niebank, K. & Petermann, F. (2000). Grundlagen und Ergebnisse der Entwicklungspsychopathologie. In F. Petermann (Hrsg.), *Lehrbuch der Klinischen Kinderpsychologie und Kinderpsychotherapie* (4. Auflage) (S. 57–94). Göttingen: Hogrefe.
- Oevermann, U. (1970). Sprache und soziale Herkunft – Ein Beitrag zur Analyse schichtenspezifischer Sozialisationsprozesse und ihrer Bedeutung für den Schulerfolg. In Institut für Bildungsforschung in der Max-Planck-Gesellschaft (Hrsg.), *Studien und Berichte Nr. 18*. Berlin: Selbstverlag.
- Otto, J. (2007). „Seht her, Eure Kinder sind stark.“ Ein Kindergarten in Emden fördert sozial benachteiligte Mädchen und Jungen – und ihre Eltern. *DIE ZEIT*, 7/2007, S. 77. Verfügbar unter: www.zeit.de/2007/07/C-Kitapreis-Emden [12.02.07].
- PAG Institut für Psychologie (2000). *Triple P – Positives Erziehungsprogramm*. Münster: Verlag für Psychotherapie. Verfügbar unter: www.triplep.de [03.10.2006].
- Palentien, C. & Hurrelmann, K. (1995). Veränderte Lebenssituation – veränderte Gesundheit. *Der pädagogische Blick, Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis in pädagogischen Berufen*, 3(1), 5–13.
- Peucker, C. (2002). Kindertageseinrichtungen in Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf. In Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Zahlenspiegel* (S. 205). München: Selbstverlag.
- Pössel, P., Schneider, S. & Seemann, S. (2006). Effekte und Kosten universaler Prävention von Internalisierungsstörungen bei Kindern und Jugendlichen. *Verhaltenstherapie*, 16(3), 201–210.
- Ponte (2007). *Ein Forschungs- und Entwicklungsprojekt*. Verfügbar unter: www.ponte-info.de [11.02.2007].
- Pressel, I. (1981). Modellprojekt Familienhilfe in Kassel. Bericht der wissenschaftlichen Begleitung. In Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.), *Arbeitshilfen, Heft 21*. Frankfurt a. M.: Selbstverlag.
- Projektgruppe Grohn, Stadtteilverbund der Grohner Einrichtungen und Initiativen (1997). *Unser Grünhügel in Grohn – Dokumentation mit Texten, Fotos, Zeichnungen, Geländeskizzen, Liedern und Spielen*. Bremen: Selbstverlag.
- Pusch, V. (2005). Armut und Bildung in Bremen. *BAM – Bremer Arbeitnehmer Magazin, Heft 8*, 4–5.
- Rappaport, J. (1987). Terms of empowerment/exemplars of prevention: toward a theory for community psychology. *American Journal of Community Psychology*, 15(2), 121–148.
- Ravens-Sieberer, U., Wille, N., Bettge, S. & Erhart, M. (2006). *Modul Psychische Gesundheit (Bella-Studie). Veröffentlichung erster Auswertungsergebnisse des bundesweiten Kinder- und Jugendgesundheitssurveys (KIGGS)*. Berlin: Robert Koch Institut. Verfügbar unter: www.kiggs.de/experten/erste_ergebnisse/index.html [03.10.2006].
- Röhrle, B. (Hrsg.). (in Druck). *Prävention psychischer Störungen und Förderung seelischer Gesundheit bei Kindern und Jugendlichen*. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Roos, K. & Petermann, F. (2006). Kosten-Nutzen-Analyse der Heimerziehung. *Kindheit und Entwicklung – Zeitschrift für Klinische Kinderpsychologie*, 15(1), 45–54.
- Schweinhart, L. J. (2004). *The highscope Perry preschool study through age 40. Summary, conclusions, and frequently asked questions*. Verfügbar unter: www.highscope.org/Research/PerryProject/perrymain.htm [20.02.2007].
- Sennett, R. (2000). *Der flexible Mensch – The Corrosion of Character*. Berlin: Siedler Taschenbuchausgabe.
- Sieling, A. & Hegewald, J. (2003). *Effekte bremsischer Sanierungspolitik. Eine Studie im Auftrag der Arbeitnehmerkammer Bremen*. Bremen: Selbstverlag.

- Spitzer, M. (2002). *Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens*. Heidelberg/Berlin: Spektrum/Akademischer Verlag.
- Stöbe-Blossey, S., Strotmann, M. & Tietze, W. (2007). *Das Gütesiegel „Familienzentrum NRW“* (Entwurf; Stand: 31.01.2007) (herausgegeben von Pädagogische Qualitäts-Informations-Systeme gGmbH (PädQUIS), Kooperationsinstitut der Freien Universität Berlin).
- Stöhr, O. (2003a). *Abbau psychosozialer Hilfen – Ein Praxisbericht aus Bremen*. Verfügbar unter: <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2003/3/pdf/stoehrun.pdf> [21.11.2006].
- Stöhr, O. (2003b). Mangelversorgung für psychisch auffällige Schulkinder in sozialen Brennpunkten – Kurzfassung gemeindepsychologischer Praxisüberlegungen aus Bremen. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 35(3), 591–603. Kurzfassung verfügbar unter: <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2003/9/pdf/kurzfassmang.pdf> [21.11.2006].
- Stöhr, O. (2005a). Elternbildung für Migranten, „Malocher“ und Arme? Überlegungen und Praxisbeispiele aus einem gemeindepsychologischen Arbeitsfeld in Bremen. *SpielRäume – Pädagogische Fachzeitschrift zur Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien*, 12(31/32), 38–40. Verfügbar unter: www.bildungsserver.de/db/mlesen.html?Id=32062 [21.11.2006].
- Stöhr, O. (2005b). Ein Projekt in Marßel am Start. *BLZ – Zeitschrift der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Bremen*, Heft 5, 15.
- Strätz, R. (2004). Ganztagsschule contra Hort? Neue Angebotsformen für Schulkinder unter der Lupe. *Kindergarten heute – Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern*, Heft 6–7, 6–12.
- Tempel, G. (2006). *Die Auswirkungen sozialer Polarisierung. Zur Entwicklung der Lebenserwartung und Sterblichkeit in ausgewählten Bremer Wohnbezirken*. Verfügbar unter: www.gesundheitsamt-bremen.de (Link „Aktuelles“) [21.11.2006].
- Tersteegen, G. (2002). Zum neoliberalen Angriff auf die öffentlichen Dienste. *BLZ, Zeitschrift der GEW Bremen*, Heft 1, 20–21.
- Textor, M. (2005). *Elternarbeit im Kindergarten – Ziele, Formen, Methoden*. Frankfurt: Books on Demand.
- Tietze, W., Rossbach, H.-G. & Grenner, K. (2005). *Kinder von 4 bis 8 Jahren. Zur Qualität der Erziehung und Bildung in Kindergarten, Grundschule und Familie*. Weinheim: Beltz Verlag.
- TheA Kreuzberg (1996). *20 Jahre TheA – Broschüre zum Jubiläum* (herausgegeben vom Therapeutischen Arbeitskollektiv Kreuzberg e.V., Sozialpädiatrisches Zentrum in Berlin-Kreuzberg). Berlin: Selbstverlag.
- TheA Kreuzberg (2006). *Ein sozialpädiatrisches Zentrum (gegründet 1976): ... Begleitung des Integrationsprozesses in Kita, Hort und Schule, Angebot der Leistungen in türkischer Sprache ...* Verfügbar unter: www.zentrum-kindesentwicklung.de [11.10.2006].
- Thimm, K. (2000). *Schulverweigerung – Zur Begründung eines neuen Verhältnisses von Jugendhilfe und Schule* (Kap. VII). Münster: Votum Verlag.
- Vollmer, K. (2006). Wer liest schon 672 Seiten? Was Sie über den 12. Kinder- und Jugendbericht wissen müssen. *Kindergarten heute – Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern*, Heft 5, 20–23.
- Weissenstein, R. (2007). Brücken schlagen. Gemeinwesen- und Netzwerkarbeit: Mobilisierung von Stadtteilressourcen aus Sicht der Jugendhilfe. *Soziale Psychiatrie – Rundbrief der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie e. V.*, 31(1), 24–27.
- Welzien, S. (2006). Familien stärken – Elternbildung in der Kita. *Kindergarten heute – Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern* [Sonderheft basiswissen kita].
- Wörmke, S. (2007). SG Marßel kümmert sich um den Stadtteil. *Die Norddeutsche, Regionalausgabe des Weserkurier, Tageszeitung für Bremen und Niedersachsen*, 25.01.2007.
- Zimmer, J. (2000). *Das kleine Handbuch zum Situationsansatz*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Zimmer, R. (2001). Hauptsache gesund!? Gesundheitsförderung – ein Thema für den Kindergarten. *Kindergarten heute – Fachzeitschrift für Erziehung, Bildung und Betreuung von Kindern*, Heft 4, 7–12.

Zum Autor

Ottmar Stöhr, Diplompsychologe, Psychologischer Psychotherapeut, Gemeinwesenarbeiter und Allrounder, seit über 30 Jahren Mitarbeiter, Teamworker und Initiator, am liebsten in selbstorganisierten, multidisziplinären, stadtteilorientierten Projekten in sozialen Brennpunkten, psychosoziale Dienstleistungen für psychisch kranke Erwachsene, für psychisch auffällige und behinderte Kinder und ihre Eltern, für Familien in Krisen, für PädagogInnen, in Berlin-Kreuzberg, Hamburg und zuletzt in Bremen und Niedersachsen.

Korrespondenzadresse

Am Jürgens Holz 32
28355 Bremen
E-Mail: stoehr@medmail.de